

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

| | Seite |
|--|-------|
| Index und Syllabus. Von Karl Dentisch | 379 |
| Wobersform. Von Lucia Dora Proff | 386 |
| Heinrich Mann. Von Waldemar Bonsels | 391 |
| Aus den Märchenbergen. Von Theodor Luse | 395 |
| Onkel Heinrich. Von Erich Freund | 397 |
| Selbstkanzeln. Von Herzogheimer, Kemmer, Grebe | 401 |
| Die Reuballierl. Von Alfred Semrau | 404 |
| Aus Tunis. Von Ernst Kühnel | 412 |
| Kreditreform. Von Ladon | 415 |

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.



Berlin, den 14. September 1907.

Inder und Syllabus.

Der Syllabus des neunten Pius hat einen Weltlärm hervorgerufen; man meinte, er werde, so weit er Geltung erlange, das Grab der Kultur werden. Auf dem würzburger Katholikentage sprach der Kanonikus Dr. Meyenberg: „Was ist der neue Syllabus Pius des Zehnten? Die Erneuerung des Jesuzugamens von Cesarea Philippi. Die neuesten Verwerfungen des Syllabus sind eine Prüfung der modernen Welt.“ (So lautet die eine Lesart des Diktums; die Zeitungen bringen mehrere sehr verschiedene Lesarten). Uebertreibung einer ziemlich harmlosen Sache ins Großartige nach entgegengesetzten Seiten hin. Als die von Paulus bekehrten Epheser, die mit Hilfe gewisser Bücher „vorwitzige Dinge getrieben hatten“, diese Bücher verbrannten (ihre Werth wurde auf fünfzigtausend Denare angeschlagen), handelten sie im Sinn der damaligen römischen Justiz; nach Ulpian sollten Bücher über Magie vernichtet werden. Bei der ängstlichen Sorge der alten Kirche um das Seelenheil der Gläubigen ist es selbstverständlich, daß sie unsittliche, gottlose und häretische Schriften möglichst aus deren Gesichtskreise zu bannen bemüht war. Von den Bischöfen berathen, haben Konstantin und mehrere seiner Nachfolger die Verbreiter solcher Bücher, zunächst der Schriften des Arius, mit dem Tode bedroht. Später erließen Provinzialkonzilien Bücherverbote. Im Mittelalter handelten die Kirche und der Staat, so weit ein solcher vorhanden war, nach den selben Grundsätzen. Als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Katharer und die Waldenser ihre geistigen Waffen gegen die Hierarchie aus dem Neuen Testamenten holten, verbot man auch dessen Lecture und seine Uebersetzung in die Muttersprache, was aber nicht hinderte, daß schon vor Luther zahlreiche deutsche Bibelübersetzungen erschienen. Daß die Buchdruckerkunst die Massenerbreitung von Schriftwerken ermöglichte, flöhte natürlich den Wächtern vor der Sitten-Vergängnis ein. Man stand

die Censur: Bücher sollten nicht ohne obrigkeitliche Erlaubniß veröffentlicht werden. Solche Verordnungen erließen der Erzbischof Berthold von Mainz 1486, Papst Alexander VI. im Jahr 1501 und Leo X. 1515. Die Fluth von Schriften, die der deutsche Ablassstreit hervorrief, offenbarte sehr bald die Unwirksamkeit dieser Maßregeln. Das Konzil von Trient erließ nicht allein eine strenge Censurverordnung, sondern befahl auch, daß ein Verzeichniß der Bücher veröffentlicht werde, deren Lecture fortan verboten sein sollte. Dieser Index librorum prohibitorum ist zugleich mit den Decreta et Canones Concilii Tridentini 1564 erschienen; und eine besondere Behörde, die Congregatio Indicis, sorgt bis heute für seine stete Ergänzung. Bei der jetzigen Ueberfluthung der Welt mit Büchern, Brochuren und Zeitschriften mühten die Mitglieder dieser Behörde, wenn sie von der Bedeutung ihres Amtes für das Seelenheil der Gläubigen durchdrungen und pflichtgetreu wären, vor Angst und Ueberarbeit Blut schwitzen. Sie werden sich wohl aber in ihrer römischen Gemüchlichkeit nicht stören lassen und sich darauf beschränken, Das vorzunehmen (womit noch nicht gesagt ist, daß sie es auch lesen), was ihnen der Zufall oder die nimmer müde Denunziationssucht der Bigotten in die Hände spielt.

Daß die weltlichen Obrigkeiten ganz eben so wie die Kirchenpotentaten es für ihre Pflicht halten, die Lecture ihrer Untertanen und besonders auch deren Theatergenuß zu überwachen, ist allgemein bekannt; Censurstücklein sind ein bei den Humoristen beliebtes Thema. Weniger bekannt ist, daß auch Friedrich der Große in dieser Beziehung keine Ausnahme gemacht hat. Zwar räumte er wenige Tage nach seinem Regierungsantritt den berliner Zeitungen unbefchränkte Druckfreiheit ein, weil die Lecture völlig frei geschriebener Blätter ihn divertire, hob sie aber schon im Dezember des Jahres 1740 wieder auf und übertrug dem Kabinetministerum die Censur. Am siebenten April 1772 schrieb er an D'Alembert: „In Betreff der Preßfreiheit bin ich, nach meiner Kenntniß der Menschen, überzeugt, daß einschränkende Zwangsmaßregeln nothwendig sind, weil die Freiheit stets gemißbraucht wird; weshalb man die Bücher einer Prüfung unterwerfen muß, die, ohne unnöthig streng zu sein, hinreicht, Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit und das Wohl der Gesellschaft gefährdet, das den Spott nicht verträgt.“ Auch die evangelische Kirche, in deren Lehren er wie im Christenthum überhaupt einen nützlichen und nicht zu entbehrenden Volksbetrug sah, glaubte er beschützen zu müssen. Im Jahr 1743 wurden zwei Abhandlungen eines gewissen Gebhardt („Vernünftige Gedanken von der mathematischen Lehrart der Theologie“ und „Von den Wunderwerken“) auf königlichen Befehl verboten; und am dreißigsten März 1748 schrieb Sulzer an Gleim, der Buchhändler Rüdiger solle auf sechs Monate nach Spandau kommen, weil er eine Schrift wider die christliche Religion veröffentlicht habe. Am elften Mai 1749 erließ Friedrich ein Edikt, in dem es heißt: „Nachdem

wir höchst mißfällig wahrgenommen, daß verschiedene Skandalöse, theils wider die Religion, theils wider die Sitten anlaufende Bücher und Schriften in Unsern Landen verfertigt, verlegt und verkauft werden, haben Wir, um diesem Unwesen und den daraus entstehenden üblen Folgen abzuhelpfen, für gut befunden, die ehemalige, seit einiger Zeit in Abgang gekommene Bücherzensur wiederum herzustellen und zu dem Ende eine Kommission in Unserer hiesigen Residenz niederzusetzen, an welche alle Bücher und Schriften, die in Unsern sämtlichen Landen verfertigt und gedruckt werden oder die Unsre Unterthanen außerhalb des Landes drucken lassen wollen, zuvörderst zur Censur und Approbation eingesandt und ohne deren Genehmigung nichts gedruckt und verlegt werden soll. Zu dieser Kommission haben wir vier Mitglieder angeordnet und jedem derselben die Censur einer besonderen Gattung von Schriften aufgetragen; dem Geheimen Tribunalrath Buchholz die juridischen, dem französischen Prediger und Konsistorialrat Pelloutier die historischen, dem Kirchentath und Prediger Elsner die philosophischen und dem Propst und Konsistorialrath Sühmlich die theologischen Sachen.“ Folgt die Angabe einiger Gattungen von Schriftwerken, die, wie die Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften, der Censur nicht unterworfen sein sollten.

Wenn die evangelischen Kirchen ein eigenes Institut der Bücherzensur nicht gehabt zu haben scheinen, so rührt dieser Schein daher, daß von den Presbyterien und Synoden der reformirten Kirche, die in jeder Beziehung sehr strenge Polizei übten, in der Oeffentlichkeit wenig die Rede ist. Luther aber alle Disziplinarfunktionen der weltlichen Obrigkeit übertragen hat, die dann nach seinen und seiner Theologen Weisungen auch das Censurgehäft besorgte. Bei einer Zusammenkunft Luthers mit Karlstadt in Jena (August 1524) klagte Dieser, Luther habe ihm Hände und Füße gebunden und ihn dann geschlagen; Luther habe allein wider ihn geschrieben, gedruckt und gepredigt, ihm, dem Karlstadt aber, seien seine Bücher aus der Druckerei genommen und zu predigen sei ihm verboten worden. In den Tagen des Jahres 1525, da Luther sehr schlecht auf den Kardinal von Mainz zu sprechen war, erregten lateinische Lobgedichte des jungen Simon Vennius auf diesen übel berufenen Kirchenfürsten (in dessen Dienst zu treten sich übrigens Hutten auch durch den Ablassskandal nicht hatte abhalten lassen) den heftigsten Zorn des Reformators. In einigen harmlosen Wizen sah er Lasterungen Wittenbergs, ließ Vennius verhaften, und nachdem Diesem die Flucht gelungen war, nannte er ihn in einem öffentlichen Anschlag einen Buben, der, falls er ergriffen würde, nach allem Recht den Kopf verlieren müsse. Zu den Antinomern, die lutherischer als Luther sein wollten und aus der Rechtfertigung durch den Glauben allein ethisch bedenkliche Folgerungen zogen, gehörte auch Johann Agricola. Als er in den Wittenbergern, die aus praktischen Gründen ihren Enthusiasmus für

die sola fides gemäßiget hatten, Papismus witterte und bei Hans Lust eine Postille drucken ließ, die eine Kritik der Wittenberger enthielt, verhinderte Luther die Veröffentlichung des Werkes und zwang in einer mündlichen Unterredung (1540) den Agricola zum Widerruf. Im Verlauf des Sacramentensstreites gab der reformirte Theologe Bullinger ein Buch heraus, das Luthers höchstes Mißfallen erregte. Der Kurfürst gestattete nicht, daß es in seinem Lande verkauft werde, und ersuchte den Herzog Moriz von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, sie möchten es auch verbieten; geschähe Das nicht, schrieb der kursächsische Kanzler Brüd an Melancthon, so würde Luther ein wunderlicher Mann darüber werden. In Reichsabschieden wurde der Schmähschriften zu Nürnberg 1523 und zu Augsburg 1530 gedacht. In Augsburg wurde verordnet, man dürfe nichts veröffentlichen, was nicht von der Obrigkeit geprüft worden und worauf nicht der Druckort und des Druckers Name angegeben sei. In Regensburg (1541) nun übergaben die Protestanten dem Kaiser zwei Gutachten über die Regelung der kirchlichen Angelegenheiten. In dem einen, von Melancthon verfaßten wird gefordert, die Druckerpressen sollten unter strenge Aufsicht gestellt und durch Censoren solle der Verbreitung von Schmähschriften und gottlosen Lehren vorgebeugt werden. Censurverordnungen, wie sie Melancthon wünschte, erließen die 1558 zu Frankfurt und die 1561 zu Raumburg versammelten evangelischen Fürsten. Die zweite Verordnung bestimmte, die Censoren hätten zu prüfen, ob die vorgelegten theologischen Schriften nicht nur in der Materie, sondern auch in der Form und im Ausdruck mit der Augsburgerischen Konfession übereinstimmten.

Der Unterschied zwischen der heutigen päpstlichen Censur und der weltlichen Obergkeiten besteht darin, daß jene völlig unwirksam, diese immerhin einigermaßen wirksam ist. Ein Berliner mag sich ja Bücher und Zeitungen, die konfisziert worden sind, aus dem Auslande oder aus geheimen Quellen verschaffen können. Leute wie ich können Das nicht; wenigstens würde es mir mehr Umstände und Kosten verursachen, als ich dran wagen möchte. Der Papst hatte eine solche Macht nur, so lange der Kirchenstaat bestand, innerhalb dieses kleinen Gebietes; seit dessen Verlust nirgends mehr in der Welt. Von Lessings und Kants Werken wird darum, weil sie auf dem Index stehen, auch nicht ein Exemplar weniger verkauft. Ja, die Masse der Katholiken wüßte gar nicht, daß so ein Institut wie der Index vorhanden ist, wenn ihn nicht die protestantische Presse von Zeit zu Zeit erwähnte und die katholische dadurch genöthigt würde, ihn auch zu erwähnen. Die meisten katholischen Geistlichen sind froh, wenn ihre Schäflein nichts davon erfahren, weil ja erst die Kenntniß des Verbotes die Lectüre eines verbotenen Buches zur Sünde macht. Zu einer genauen Kenntniß kommt es übrigens nie und nirgends, weil die Diözesanbehörden den Index und seine jährlichen Ergänzungen nicht veröffentlichen.

Ich habe nie in meinem Leben ein Exemplar zu Gesicht bekommen. Daß dieses oder jenes Werk im Index stehe oder kürzlich verboten worden sei, habe ich immer erst aus dem Berliner Tageblatt oder aus der Frankfurter Zeitung erfahren. Geistliche und katholische Gelehrte, die sich alle Gewissensbedenken ersparen wollen, lassen sich vom Indexverbot dispensiren; die Dispens wird ohne Weiteres bewilligt. Sie sündigen freilich auch dann noch, wenn sie zum Vergnügen etwa Martial oder Boccaccio lesen, aber nicht durch Uebertretung des Indexverbotes. Natürlich bemühen sich die Seelenhirten und die katholische Presse (diese entweder aus Frömmigkeit oder der Konkurrenz wegen), die Katholiken vor „schlechter“ Lecture zu bewahren; zur Richtschnur jedoch dient ihnen dabei nicht der Index, den sie gar nicht kennen, sondern ihr subjektives Ermessen. Je nach ihrem Bildungsniveau verfahren sie sehr verschieden; vernünftige und gebildete Geistliche widerrathen, zum Beispiel, nicht die Lecture der deutschen Klassiker, sondern mahnen nur, man möge sie mit Auswahl und Vorsicht lesen. Was die Folgerungen gegen die katholischen Dogmen betrifft, die moderne Gelehrte aus den Naturwissenschaften, aus der Geschichte, aus den Ergebnissen der Bibelkritik ziehen, so werden die deutschen Katholiken darüber von ihrer Presse auf dem Laufenden erhalten; freilich bekommen sie mit den Behauptungen der Gegner immer zugleich auch die Widerlegung zu lesen. Die Indexkongregation leistet nichts, beweist nur ihre Ueberflüssigkeit und Ohnmacht. Wenn sie einzelne katholische Theologen genirt, so ist Das, wie noch gezeigt werden soll, eine rein persönliche Angelegenheit dieser Herren.

Die Veröffentlichung des Syllabus von 1864 war unter den vielen thörichten Handlungen des bigotten Pio Nono keine der geschicktesten; aber das wüthende Geschrei, das die akatholische Welt darüber erhoben hat, war unbegründet, und wenn man heute noch mit dem Syllabus beweisen zu können glaubt, daß Rom ein Monstrum sei, so täuscht man sich. Bekanntlich ist dieses Aktenstück eine Zusammenstellung von Sätzen, die die Kurie bei verschiedenen Gelegenheiten verworfen hatte; welche von den Ansichten, die der zur Häresie gestempelten Ansicht entgegengesetzt sind (die meisten dieser Sätze haben nämlich mehr als ein Gegentheil), die wahre sei, wird nicht gesagt. Gerade die vier berüchtigtsten Sätze sind (oder, richtiger: ihre die Entrüstung hervorrufende Verwerfung ist) ganz harmlos, wie die Uebersetzung ins Preussisch-Sächsische, die ich dahinter einklammere, ohne Weiteres beweist. 1. In unserer Zeit ist es nicht mehr zuträglich, daß die katholische Religion mit Ausschluß aller übrigen als Staatsreligion gelte. (In unserer Zeit ist es nicht mehr zuträglich, daß die lutherische Religion in Sachsen, Braunschweig und Mecklenburg als Staatsreligion gilt.) 2. Darum ist es zu loben, daß in gewissen katholischen Ländern den Einwanderern anderer Religionen erlaubt wird, ihren Kultus öffentlich auszuüben. (Darum wäre es zu loben, wenn die genannten

drei Staaten den Katholiken die uneingeschränkte öffentliche Ausübung ihres Kultus erlaubten). 3. Denn es ist falsch, daß die gesetzlich anerkannte Freiheit eines Jeden, jede beliebige Meinung öffentlich auszusprechen, die Sitten und Gefinnungen der Völker verderbe. (Denn es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Freiheit, den Sozialismus, Anarchismus und alle beliebigen Sektenlehren öffentlich zu verbreiten oder sich seiner polnischen Muttersprache zu bedienen, irgendwelchen Schaden anrichte). 4. Der römische Papst kann und soll sich mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Bildung verständigen und ausöhnen. (Die preussische Regierung, die „Kreuzzeitung“ und die „Post“ können und sollen sich mit dem Centrum, mit Raumann, mit Bebel, mit Haedel und mit den Riehscheanern verständigen und ausöhnen).

Der Index des jetzt regirenden Papstes geht uns Deutsche wirklich gar nicht an. Er enthält lauter Sätze der modernen protestantischen Theologie, meist bibelkritischen Inhaltes. Die modernen protestantischen Theologen wissen natürlich, daß ihre Lehren nicht die römisch-katholischen sind, und wenn der Papst Das ausdrücklich verkündet, so können sie doch weiter nichts thun als mit dem Kopf nicken und dem Papst antworten: Stimmt; aber es feierlich zu erklären, war überflüssig, denn wir sagen es ja alle Tage und Jeder weiß es. Von den katholischen Theologen Deutschlands aber ist bis heute noch keiner so kühn gewesen, sich zu einem der verworfenen Sätze zu bekennen. Das haben bisher nur einige Franzosen, wie Loisy, gethan; und für Jeden, der den katholischen Katechismus kennt, haben sie damit aufgehört, römische Katholiken zu sein, wenn auch die Kurie mit Rücksicht auf die malitia temporum heute Exkommunikationen von Franzosen möglichst vermeidet. Die Aeußerungen, die einige katholische Theologen unseres Vaterlandes in Konflikte mit der Kurie verwickelt haben, sind viel harmloserer Natur und diese Herren haben kein Recht, sich über den Druck, den die Indexkongregation auf sie ausübe, zu beschweren. Sie wollen orthodox sein, sie erkennen alle Dogmen ohne Ausnahme an, auch das von der Unfehlbarkeit des Papstes; damit aber verzichten sie auf das Recht, dem Papst oder einer seiner Behörden zu widersprechen. Orthodoxie und freies Forschen, freie Bewegung des Denkens sind nun einmal unvereinbar. Nicht allgemein unvereinbar, sondern nur auf den Gebieten, auf denen man mit der Kirchenlehre in Widerstreit gerathen kann; aber die Theologie ist natürlich ein solches Gebiet. Will ein Theologe frei forschen können, so muß er aus der katholischen Kirche austreten. Ein Astronom, ein Physiker, ein Zoologe, ein Biologe, ein Historiker, der sich auf Spezialforschungen verlegt, braucht nicht auszutreten.

Die naive Ansicht, es könne einen Menschen oder eine Behörde geben, der oder die von Gott mit der Fähigkeit ausgerüstet sei, in Sachen der Religion und des Ethos die Wahrheit vom Irrthum mit unfehlbarer Sicherheit zu unter-

scheiden, und der jedesmalige Bischof von Rom sei dieser Mensch, läßt sich beim Stand unserer heutigen historischen und psychologischen Erkenntniß nicht mehr aufrecht erhalten; und darum ist die Form, in der die päpstlichen Verzeichnisse vermeintlicher Irrthümer veröffentlicht werden, das Anathem über sie, absurd und verwerflich. Aber an sich ist die Syllabusidee gar nicht übel. Im Syllabus werden Sätze angeführt, die nicht geglaubt werden sollen, aber es wird nicht gesagt, was geglaubt werden soll. Das Zweite wäre in den meisten Fällen unmöglich (mit anderen Rundgebungen, mit Glaubensbekenntnissen und Katechismen, wagt die katholische Kirche dieses Unmögliche); das Erste ist oft möglich und manchmal sogar verhältnißmäßig leicht. Von zehn protestantischen Gelehrten (Theologen, Philosophen, Biologen), die die Lehren von Hermes und Anton Günther kennen, werden mindestens neun erklären, daß die Kurie mit ihrer Verwerfung materiell Recht gehabt habe, und höchstens einer wird sagen: Non liquet. Beugte sich die Kurie damit, in jedem solchen Streitfall zu erklären: Dieser Sag entspricht nicht der Kirchenlehre, so würde sie die Gläubigen vor der Gefahr behüten, sich Meinungen als Dogmen aufschwagen zu lassen, deren Unhaltbarkeit sie bei weiterem Erkenntnißfortschritt vielleicht selbst einsehen, und würde damit der Zerreißung der Christenheit in feindliche Gruppen einigermaßen vorbeugen. Es wäre eine Wohlthat, wenn wir auch für jede andere Wissenschaft eine internationale Behörde hätten, etwa eine Akademie, die von Zeit zu Zeit bekannt machte: Diese und diese Sätze haben bis jetzt die allgemeine Zustimmung der Autoritäten gefunden; diese anderen sind von den meisten Sachmännern verworfen worden; bei denen der dritten Kategorie sind die Meinungen getheilt. Die Naturwissenschaftliche Akademie würde, zum Beispiel, jetzt erklären oder schon vor ein paar Jahren erklärt haben: Die Lehren Haeckels sind nicht, wie viele Zeitungen und populäre Schriften glauben machen wollen, die der Mehrzahl der Biologen.

Der Orthodoxismus ist im Ganzen unhaltbar und mehrere der wichtigsten Dogmen der katholischen Kirche widersprechen der historischen und der psychologischen Erkenntniß und dem ethischen Empfinden der feineren Seelen unserer Zeit. Wie viele oder wie wenige Katholiken sich bis zu dieser Einsicht durchgerungen haben, weiß man natürlich nicht. Wie die Dinge vor der Hand noch liegen, bleibt Solchen, wenn sie ihre Ueberzeugung öffentlich äußern wollen, nichts übrig, als mit der Kirche zu brechen. Doch läßt sich eine Gestaltung der katholischen Kirche vorstellen, bei der sie Männer von solchem Empfinden und solcher Einsicht in ihrem Schoß behalten könnte. Aber die Index- und Syllabuschmerzen einiger Theologen sind nicht die Kraft, die eine dahin führende Entwicklung einzuleiten vermöchte; dazu gehört die Verbreitung der Erkenntniß, daß mit dem Orthodoxismus und Dogmatismus gründlich aufgeräumt werden muß.

Modereform.

Daß man das Reformkleid nur noch selten sieht, kann nicht geleugnet werden. Was ist daraus zu schließen? War es nur eine vorübergehende Erscheinung oder kommt es, wie seine Anhängerinnen wollen, wieder? Sind nur in der Inszenierung Fehler gemacht worden oder muß es aufgegeben werden? *„Bikütsch“ in dieser Zeitpunkt nach der „Viederträge“ der „Beynung“ häufig.*

Das Reformkleid ist warm begrüßt, hingebend gepflegt, kühn propagiert worden. Die geistige Elite der Frauenwelt gehörte zu seinen Gönnerinnen. War ihre Teilnahme zu heftig? Sie hat viel Energie, diese Elite, und pflegt sie wie eine Stachelnadel auf mißliebige Gegenstände zu richten. Mit Versammlungen, Brochuren und Ausstellungen wurde der Kampf eröffnet. Die kulturellen Erzieher, wie der „Kunstwart“, nahmen sich der Sache an. Man fand Helfer im Kunstgewerbe, Beifall in fortschrittlichen Kreisen und bei allen Weltverbessern; Portraitmaler gewannen der neuen Tracht dekorative Reize ab. Das Schwerste thaten die neuen Frauen selbst; sie trugen die Kleider mit dem Muth und der Selbstverachtung bewußter Märtyrer.

Unter diesen Kleidern gab es einige, bei deren Anblick man froh wurde. Ein schönes Kleid, eine wundervolle Erscheinung, dachte man; und ganz beiläufig: übrigens ist es „Reform“. Das waren seltene Ausnahmen; die übrigen schrien: Wir sind Reform, Reform und nichts außerdem. Diese Kleider wurden als Symbol für die neue Kultur der Frau getragen, als Reklame, als Anklage, als Vorwurf für die übrigen, als Ausruf. Und gerade Die, denen ihre Kleidung niemals Herzensangelegenheit gewesen war, glaubten nun die Zeit gekommen, wo sie tonangebend in der Mode sein könnten. Eine Dame mit harter Hand auf ein diffiziles Pferd gesetzt: den Eindruck hatte man oft. Aber die Mode hat kein hartes Maul. Wer Das meint, kommt nicht zurecht. So lastete auf dem Reformkleid bald ein Odium, unter dem auch die gelungenen Exemplare zu leiden hatten. Nach einem ersten Aufschwung, der schon die Korsetzfabrikanten ängstigte und auf Gegenmaßregeln denken ließ, verlор es schnell an Terrain. Es war zu oft mit dem stolzen Bewußtsein getragen worden, eine Mission zu erfüllen; zu laut war gefordert worden, die Anderen sollten sich ein Beispiel nehmen, sie sollten sich schämen, sie sollten „in ein Maulloch kriechen vor Scham.“ Zu doktrinar war der Kampf geführt worden: hygienisch, ästhetisch und moralisch hatte man es bewiesen, durchschlagend bewiesen. Eine solche Behandlung ist in der Mode nicht angebracht.

Unfähigkeit und Anmaßung allein erklären die starke Niederlage nicht. Das Reformkleid war ein Angriff auf das Luxusvolle, Raffinirte, Wechselnde, Täuschende, auf das Irrationale der Mode. Um die Ausichtslosigkeit eines solchen Unternehmens einzusehen, muß man den Wurzeln der Mode nachgehen.

Es ist bekannt, daß ursprünglich das männliche Geschlecht allgemein für das schöne Geschlecht galt und daß man meinte, die Frau sei durch ihre Natur davon ausgeschlossen, auf Körperschönheit Anspruch zu machen. Wenn der Mann anfing, für die Schönheit des menschlichen Leibes Augen zu haben, so war es immer der männliche Körper, der ihn entzückte, zur Nachahmung reizte, zur Ausbildung aufforderte. Karysis hat in der ganzen Sagenliteratur kein weibliches Gegenstück. Der wohlgebildete Jüngling war der schöne Mensch. Ein ursprünglich weibliches Schönheitideal leuchtet nirgends hindurch. Das Bildniß der hellenischen Göttin zeigt einen männlichen Körper mit weiblichen Attributen, eine Modifikation, an der der abgeleitete, sekundäre Charakter nicht zu verkennen ist. Diese Epoche zu überwinden, den Nimbus der Schönheit für sich zu gewinnen: daran mußte die Frau das gleiche Interesse haben, das sie überhaupt an der Verfeinerung aller Werthschätzungen gezeigt hat, die den Mann begünstigen. Welchen Antheil hatte daran die Entwicklung des weiblichen Raffinements in Kosmetik, Kleidung und Fuß?

Um zu verstehen, wie nöthig die Frau es hatte, Etwas für ihre Stellung zu thun, vergegenwärtige man sich ihre Lage in einem Zeitalter, das nicht erotisch war. Was als Höchstes galt, war männliche Tüchtigkeit, und zwar körperliche und intellektuelle Tüchtigkeit im Gebrauch der Waffen zu Krieg, Jagd und Kampfspiel. Man schätzte nicht nach moralischen Vorstellungen, sondern nach Leistungen und Fähigkeiten, in denen die Frau zurückstand. Sie war vor jedem erfolgreichen Wettbewerb unerbittlich ausgeschlossen; nicht durch den Mann, sondern durch die Jahrtausende lange Trennung in der Entwicklung der Geschlechter, die der Natur gefallen hat. Schon immer hatte die Entlastung von der Generation den Mann begünstigt in der Entfaltung ergativer und agonomer Funktionen, aus denen auch die höheren menschlichen Lebensformen entstanden, Sprache, Vernunft, Staatenbildung und Civilisation; nun kam als Letztes dazu das Erwachen jener reflektirten Lebensfreude, das grenzenlose Selbstbewußtsein, die Begeisterung für den Menschen: an Fürstenthronen, im Gymnasium, in Wettspielen steigerte sich das Zweckmäßigkeiturtheil zur Schönheitstheorie, zur Schönheitbegeisterung, zur Verklärung physischer Eigenschaften, zur Verherrlichung der männlichen Physis. Nicht auf intersexueller, sondern auf agonomer Basis hat sich diese Entwicklung vollzogen.

Die Frau, schon vorher ein Wenig abseits gestellt, sah sich noch stärker in ihrer Existenzform bedroht. Sie sah wohl das neue Leuchten in des Mannes Augen. Sie begriff es nicht, wie sie es heute noch nicht unmittelbar begreift, aber sie spürte, daß hier die größte Gefahr für sie heraufzog. Sie bemerkte aber auch, daß man dieses Pathos lenken konnte; und sie lenkte es zur Leidenschaft, zur Anbetung, zur *grande passion*; sie band es an Das, was ihn ihr verband. Aber wie? Ein langer Weg. Sie sah keine Phantasie von Ama-

zonen und Walfüren bedrängt, von Formen und Kämpfen, von Kampfächtigen Formen. Diesen Ansprüchen mußte ihr Körper wie eine Kollektion Schönheitsfehler erscheinen: in seiner geringeren Größe, mit den fast stets auch relativ zu kurzen Beinen, der geringeren Kraft und Elastizität, der zu häufigen Querteilung, dem Mangel an Detail und Vergleichen. Es liegt auf der Hand, daß die Kleidung der Frau also nicht darauf ausgehen konnte, den Körper in seiner natürlichen Gliederung und Form zur Geltung zu bringen, wie die Reformertinnen es heute fordern, sondern es kam darauf an, diese zu verdecken, der männlichen ähnlich erscheinen oder vermuthen zu lassen. So ist das früher so häufige Erdrücken der Brust, das sich in Volkstrachten noch erhält, zu erklären, das Festhalten am langen Faltenkleid und am Gürtel, der die Gliederung verschiebt, an Schuhgestellen und hohen Absätzen, an der Frisur, die den Kopf größer macht. Man sieht: die Mode gehört in die Reihe der Versuche, die Frauenfrage zu beantworten oder (besser) die Antwort zu umgehen. Die Frau schuf sich eine neue Struktur, eine neue Haut, eine neue Oberfläche. Und aus dieser schützenden wurde zugleich eine anlockende Atmosphäre. Das verführende Element tritt hinzu. Die Mode steht in diesem Prozeß neben der Koketterie und dem geistigen Ceremoniell, den Verhüllungen und gesellschaftlichen Ansprüchen, Dingen, die alle in engster Beziehung zu einander stehen, von der Frau in gleicher Weise ausgebildet wurden und alle in ein Gemeinames münden: die Erotik. Diese umfangliche Methode war erfolgreich: es gelang, die Werthe zu verkehren, die Freundschaft, zum Beispiel, die einst höchste Geltung hatte, durch die Liebe zu verdrängen, sich selbst in den Mittelpunkt aller Kultur zu stellen, zu dem Alles in Beziehung stand und zu dem Alles nur eine Vorbereitung war. Damit wuchs aber auch der Uebermuth der Frau. Die Mode wandelte sich zur Ausrichtigkeit. Man vergleiche das Verschwinden der Brust im Korset der älteren Zeit mit der imposanten Stellung, die sie heute behauptet. Man erinnere sich, wie man früher die Augenbrauen zilgte, den Haaranfah hinausschob, um eine hohe, männliche Stirn zu bekommen, und vergleiche damit die moderne Frisur, die die niedrige Stirn noch niedriger macht: die Geschlechtscharaktere wurden betont und übertrieben, die starken Hüften, der kleine Fuß, die winzige Hand kamen zur Geltung. Das konnte nur geschehen, weil der Sieg der Frau vollkommen war. Aber der Höhepunkt dieser Epoche ist auch schon längst vorüber. Während die weniger erotischen Völker in den Vordergrund treten, gewinnt auch wieder ein anderer Frauentyp an Bedeutung: die hohe, schlanke Frau, mit klar geschnittenem Gesicht und schmalen Hüften, in Form und Charakter männlicher: weniger diabolisch als zuverlässig, treuer, pflichtbewusster, offener, weniger schlau, aber tüchtiger. Hat eine solche Frau den Nerv für die Mode und hat sie Farbensinn, was selten ist, so schlägt sie jede Französin, Polin oder Italienerin auch bei deren

Landsleuten. Die Rivalität mit diesem Typ steigert das Raffinement der Andern und belebt auch die alten Tendenzen. Man sucht *sexo* und Schneiderkleid zu vereinigen: der Kreislauf beginnt von Neuem. So ist die Beziehung zwischen Weib und Mode im Ganzen also elementar. Die Mode ist nichts Willkürliches, Oberflächliches. Das ist ein Mißverständnis des Mannes. Der mag in seiner Kleidung stecken, wie in einer bequemen Verpackung. Das Kleid der Frau aber ist nicht ihre Hülle, ihr Rahmen, ihr Putz, sondern gehört viel fester zu ihrem Körper; es ist ihre Struktur, ihre Haut, ein Organ ihres Wesens, eine Lebensnothwendigkeit.

Nun giebt es freilich viele Frauen (die Frauen der mittleren Regionen), die solche direkten Beziehungen zur Mode nicht haben, sondern nur ohne Nothwendigkeit nachahmen, was sie im Grunde für ein Laster ansehen, die niemals in Gefahr waren, vernachlässigt zu werden über Freunden, großen Plänen und Unternehmungen, die schlecht und recht neben ihren Männern dahinlebten, die keinen zugespitzten Ehrgeiz hatten, weil ihre Männer keinen haben, und die besondere Noth des Weibes niemals zu Gesicht bekamen. Diese Frauen fühlen, daß für sie eigentlich die Mode, der sie huldigen, keinen Sinn hat, daß ihnen auch die Nachahmung schlecht gelingt, daß sie diese „Modelle“, die auf einem ganz anderen Boden entstanden sind, gar nicht nachahmen dürfen, daß außer Mitteln, einigem Muth und Geschmaç noch etwas Anderes zu einem solchen Wagniß gehört, was sie nicht besitzen. Verzichteten wollen sie nicht ganz, zurückstehen auch nicht. Auf diese Stimmung rechnen die Reformpläne. Da kommen denn sonderbare Theorien zu Tage, die natürlich von den Frauenführerinnen verbreitet werden. Man hat plötzlich entdeckt, die Mode müsse Ausdruck der Kultur sein. Als ob sie jemals etwas Anderes gewesen wäre. Wo aber Kultur nicht vorhanden ist? Hier findet die Lieblingstheorie des Parvenu ihren Platz: Die Kultur wächst von außen nach innen. Man rebellirt ferner mit erstaunlicher Frische gegen die ausdruckslose Massenkonfektion: als ob je auch nur die letzte Dienstmagd darauf Werth gelegt hätte, Konfektion zu tragen. Man stellt die unerhört kühne Forderung, daß alle Kleidungsstücke Beziehung zu einander und zur Trägerin haben sollen. Aus welchen weltentlegenen Dörfern oder Wäldern kommen diese Damen und Herren? Hat denn das kleinste Bauernmädchen jemals Mühe und Kopfzerbrechen gesucht, um herauszubekommen, was ihr steht und was zu einander paßt? Aber, so bekommt man wohl zu hören, man fordert ja dieses Alles „in einem höheren Sinn“. Dieser höhere Sinn ist, daß man die Reformkleidtheorie im Individualismus zu verankern gedenkt. Man hat auch schon den neuen Namen gefunden: Eigenkleid. Jede Frau hat bekanntlich ihre Persönlichkeit oder kann sich eine erwerben: folglich muß sie zu dieser Persönlichkeit das Kleid finden, das ihr Wesen ausdrückt, das ihr und nur ihr auf der Welt adäquat ist. Das ist eben Kultur. Mit

diesem Programm hofft man, „die Intelligenz in Schaaren zu erobern“. Denn es liege in der Luft. Gewiß: es liegt in der Luft. Das kann man zugeben, ohne deshalb von dieser Luft besser zu denken. Selbst wenn es jeder Frau gelänge, sich auf ihre Persönlichkeit zu besinnen (was wohl keine Schwierigkeiten haben wird), dürfte es wünschenswerth sein, diese Persönlichkeit zurückzuhalten. Das Kleid ist ein Requisite des gesellschaftlichen Verkehrs. Persönlichkeit aber und Verkehr sind Gegensätze, die einander ausschließen. Die Kleidung nach Ort und Umständen richten, sich mit den Uebrigen in Einklang bringen, sich der Gesellschaft anpassen, einordnen, mit der Umgebung im Takt bleiben: Das gehört am Ende auch zur Kultur und ist wichtiger, als beständig in Berührung mit seiner eigenen imaginären Persönlichkeit zu bleiben, die doch wohl am Besten gedeiht, wenn man nichts von ihr weiß. Es ist ein unschätzbare Vorzug der Mode, daß sie im Gegensatz zur Persönlichkeit konventionell und abwechselnd zugleich ist. Der Wechsel belebt und unterhält das Interesse; die Konvention erlaubt jeder Einzelnen Kühnheiten, die sie niemals auf ihr eigenes Konto nehmen könnte. Wie wenig möchte man wohl mit seiner Persönlichkeit decken! Der Kreis des Möglichen, des Erlaubten würde ganz armsüßig klein sein, wenn man ohne den Schutz einer herrschenden Mode auf den Plan zu treten hätte. Wie langweilig und abstoßend zugleich würde die Einzige und ihr Eigenkleid uns werden! Nein, Konvention und Wechsel der Konvention: diese Praxis der Mode müßte jede Reform übernehmen, die auf Dauer Anspruch macht; und außerdem Alles, was aus dieser Praxis folgt: die Centralisation der Mode, die auch ökonomisch ist, die großen Modehäuser, die durch Erfindungen die Circulation erhalten, die Modejournale, die Modedamen, die nichts Anderes zu thun haben, als die Erfindungen zu unterstützen, den Ton anzugeben, die allgemeine Annahme neuer Formen durchzusetzen. Also die ganze Mode bleibt, wie sie ist: Das gehörte zur Reform? Beinahe. Und die Frauen, die keine eigentlichen Modefrauen sind? Ihnen bleibt nichts weiter übrig, als, wie bisher, „ein Bißchen mit der Mode mitzugehen“, ein Bißchen auf sie zu schimpfen, sie ein Bißchen zu verwässern. Es geht nicht anders: wollten sie außerhalb der Mode zur Geltung kommen, dann müßten sie Modegenieß sein und mehr Zeit und mehr Interesse und mehr Mittel aufwenden als irgendeine ihrer Feindinnen.

Bleibt noch übrig die hygienische Frage. Die Uenderung des Korsetts, von der die Reformbewegung wohl ausging, ist eine Absicht, die durchaus ein besseres Schicksal verdiente, als durch Uebertreibungen diskreditirt zu werden. Aber warum die Dinge immer mit einem nackten Ja oder Nein überfallen? Auf ein gänzliches Verschwinden des Korsetts kann nicht gerechnet werden. Die feste Korsetage, geschnürt, gewaltsam formend und den Körper stilisirend, wird bei festlichen Gelegenheiten niemals entbehrt werden können. Es gehört

dazu. Wie es zum Fest gehört, Roth und Esprit aufzulegen. Das sind die unerläßlichen kleinen Unnatürlichkeiten und Grausamkeiten des Lebens. Man muß auf Feste verzichten, wenn hier Alles normal zugehen, alles Aufregende getilgt werden soll. Eine ganz andere Frage ist, ob nicht im gewöhnlichen Leben das Korsett mehr entbehrt werden kann. Die psychologische Nothwendigkeit seiner extremen Form liegt hier nicht vor. Auf der Straße hat sie in der That keine Berechtigung; noch weniger natürlich bei der Arbeit. Da sind andere Formen nothwendig. „Los vom Korsett“: Das ist nicht zu erreichen. Mehr Korsetts: Das ist, so lange es Frauen giebt, die einzig mögliche Korsett-reform. Erste und unbedingte Forderung: für jedes Kleid oder wenigstens für jede Art Kleid ein besonderes Korsett, nach Maß gearbeitet. Dann eine strengere Unterscheidung zwischen Straßen-, Haus- und Gesellschaftkorsetts. Dann kommen die Reformkorsetts, Leibchen und Reformleibchen ganz von selbst. Das Gefühl dafür, was intim, was neutral, was ceremoniell ist in der Kleidung und wo ein Jedes hinpaßt, muß auch auf die Korsettform ausgedehnt werden. Die Entwicklung der Mode hat diese Richtung schon eingeschlagen und vielleicht hat die Reformbewegung dazu beigetragen. Die Technik der Unterkleidung wird dadurch subtiler und komplizirter und die Frauennode überhaupt durch diese Korsettreform umständlicher, das Umkleiden zeitraubender; und die Kosten werden noch höher. Das ist unvermeidlich. Es gab eine Zeit, in der selbst Königinnen nur zwei Hemden besaßen. Gerade so unmöglich werden späteren Frauen unsere primitiven Korsettzustände erscheinen.

So bleibt das Reformkleid als ausschließliche Tracht nur übrig für Die, deren Leben in entsagungsvoller Arbeit dahinfließt, die glücklich oder unglücklich genug sind, ganz ihrem Beruf und ihrer Gesundheit leben zu können, für die modernen Nonnen, die mit dem Verzicht auf ihre großen Aspirationen auch die kleinere aufgeben müssen, für die Gesamtheit die Mode zu reformiren.

Charlottenburg.

Lucia Dora Frost.



Heinrich Mann.

Es war nie anders: die neue Bewegung eines aus großer Fülle in eigenen Kräften schaffenden Künstlers erschien immer noch der Allgemeinheit zunächst unverständlich, fremd und gefährlich. Immer noch ist es in der Kunst wie im Leben ein unträgliches Zeichen für das Herannahen und Wirken eines Bedeutsamen und Starren gewesen, daß er alle Dummköpfe seiner Zeit gegen sich im Bund hatte.

Keiner unserer heute lebenden Romanciers ist so ein Kind unserer Zeit und so für sie verantwortlich wie Heinrich Mann. Man muß voraus und über das Zeitlich-Beschränkte hinaus sein, um zu verstehen und Erkanntes zu gestalten. In der Welt halbgebildeter Alleswisser und ängstlicher Schöngelster hört man heute

bei einer Erwähnung Heinrichs Mann am häufigsten die Ansichten: die Wahl seiner Stoffe sei unsittlich und sein Stil sei gesucht. Ich bediene mich in diesem Satz der Ausdrücke, die ich vorzufinden gewohnt bin, und ihre Unzulänglichkeit thut hier nichts zum Verständnis Dessen, was gemeint ist.

Stil ist die gestaltende Geberde einer umfassenden Kraft inneren Schauens. Der Stil eines Künstlers ist seine allein ihm selber eigene Art des Lebens, geboren aus einem Reichthum inneren Erlebens und aus dem Drang einer Güte, innerlich Erschautes in Schönheit zu geben. Ausdrucksweise ist eine Sache ganz für sich, sogar ein korrektes Deutsch im Sinn unserer Grammatik hat nur untergeordnete, wenn auch notwendige Rechte an den Stil eines Schriftstellers. Ausdrucksweise ist Talent, mehr oder weniger erlernbar, in Übung schulbar, an sich durchaus noch nichts Künstlerisches. Darum ist der Stil eines Künstlers nicht von Einem einzuschätzen, dessen eigene Psyche gemach und genügsam die breite Straße herkömmlicher und platter Selbstverständlichkeiten trottet. Beste Resultate einer hellsehenden Kraft der Erkenntnis beanspruchen gebieterisch eine Gestaltung für sich, eine besondere Art, zu geben. In unserer Zeit kommt Niemand Heinrich Mann an Kraft der Seelenanalyse gleich; aber schwer wird Einer den eigenen Stil dieses Künstlers würdigen können, der ihm nicht auf die Höhen und in die Tiefen folgen kann, die sein befreiender Geist erschließt. Als ob es zum Kunstgenuss einer Schulung bedürfte! Es bedarf einer inneren Beschaffenheit, einer Berufung. Erlernbar ist eine Würdigung der Technik, eine Entstehungsgeschichte der Einzelheiten, aber ihr Erkennen ist lediglich ein untergeordneter Genuss neben dem eigentlichen.

Der neue Roman von Heinrich Mann heißt „Zwischen den Rassen“. Dies neue Werk ist sein persönlichstes, sein intimstes und vielleicht sein reichstes. Die „Herzogin von Assy“ ist das große Kunstwerk seines Lebens. Die Gestalten dieser Romantrilogie stehen, erköhlt zu leuchtenden Symbolen, marmorn am Himmel unserer Erde, kaum noch geliebt oder gehaßt, bekämpft wie durch die unerbittliche Wahrhaftigkeit der Weltgeschichte. Diese Figuren waren die ersten Kunstgebilde nach einer langen, reichen und heißen Zeit stürmischen Lebens, das jubelnd und leidend, unbedacht und ohne einer inneren Berufung zur Kunst zu folgen, seine Kräfte einsetzte und vergab. In tausend kindlichen und blutigen Verlusten. Und angesichts der gereinigten Kräfte, die die große Arbeit erforderte, die sich einstellte wie ein Bedürfnis nach neuem Inhalt, ward im Menschen der Künstler wach, mit der grausamen und dennoch triumphirenden Gewißheit, daß alle Verluste Gewinn bedeutet hatten. Und im ersten kühlen Nausch dieser neuen Erkenntnisse entstand die „Herzogin von Assy“. Diesem Werk blieben noch alle erneuten Ernüchterungen der erodierten Welt schaffender Innerlichkeit fern. Alles Zauber eines fast kindlichen Glaubens ruht in den wissenden Geberden dieses allzu Unkindlichen, der Glaube an die Möglichkeit, eine verlorene Welt neu zu erschaffen, und mit ihm die Kraft dazu.

Im Gegensatz zur „Herzogin von Assy“ muthet dieses neue Buch an wie eine spöttische Resignation, wie eine wehmüthige Ueberlieferung mißbrauchter Waffen, wie ein großes, trauriges und Kühnes Bekenntnis. Beweis: im Grunde giebt und schiltbert der Künstler sich, immer nur sich, aber es bleibt die Frage nach der Art, in der er seine Gaben darbietet, seine Figuren mit ihnen belastet. Ich denk: an den Unterschied zwischen Wedekinds „Lulu“ und „Hedda“. Vielen mag „Hedda“ auch um seiner Aufschlüsse willen werthvoll erscheinen, die uns der Künstler darin

über sich und seine Stellung zur Menschheit giebt; aber wer wird den höheren Kunstwerth, die universellere Bedeutsamkeit der „Lulu“ bestreiten? Wenn die Dinge leben und der Künstler schweigt, wird die höchste dichterische Kraft fühlbar.

Das behandelte menschliche Problem in dem neuen Buche Heinrichs Mann ist der Kampf zweier Männer um ein Weib und dessen Kämpfe vor ihnen. Der Typus des unbedachten Thatmenschen, den der Vicomte Pardi verkörpert, der, kühn, durch keinerlei Ueberlicht und Reflexion behindert, in heldenhafter Einfach seine Genüsse sucht, und der Typus des Beschauenden, des Künstlers, wie er auch sein kann, des durch Ehrfurcht, Erkenntniß und Berufung behinderten: Arnold. Und Lola, die überzeugend wahr und schön gestaltete Frauenfigur des Buches. Im Gang der Ereignisse erliegt sie Pardi und kehrt nach aller Bitterniß eines mißverstandenen Wesens, eines mißbrauchten Blutes und eines zertretenen Stolzes zu Arnold zurück, dem sie sich gehörig glaubt im Tiefsten, der zuerst in ihre Einsamkeit sprach, der sie würdigte und ihrer allein würdig erschien. Möglich, verständlich, fast alltäglich erscheinen diese Thatfachen an sich, der Gang der Handlung ist glaubhaft und wahr, der Ausklang harmonisch.

So weit es sich um äußere Kämpfe handelt, so weit sie die Erstbeste angehen, nicht aber hier. Das tiefe Problem, die große Aufgabe, die hier bewältigt wurde, erhält die Klarheit, in der sie gelöst wird, und alle Gewalt ihrer Wahrhaftigkeit durch die Erkenntniß zweier Wahrheiten: der Typus des edelsten Weibes, das um seiner Liebe willen vollkommen unschuldig und widerstandlos leidet, dessen Gefühlskräfte in ungetrennter Harmonie zwischen Seele und Blut begründet ruhen, wird um seines Irrthums willen zerstört. Ihre Beschaffenheit schließt alle anderen Zugeständnisse an die Welt aus, die erwählte Heimath für Seele und Blut wird ihr Schicksal. Und zweitens: giebt es eine Gewalt auf der Erde, die inbrünstiger und stärker wäre als der unbewachte Hang zum Leben, als die Begierde, die von der Natur gewollte Bestimmung in sich wirken zu fühlen, eins zu bleiben mit Allem, was genießt und lebt? Ist nicht jedes Zugeständniß recht, jeder Irrthum selig, jede Schmach löflich, wenn sie nur dies Eine vermittelt, dies Wichtigste gewährt?

Und wenn man beide Begriffsmöglichkeiten auf ihren höchsten Gipfel steigert, ihre Repräsentantinnen zum Typus erhebt, so stehen zwei Bilder einander gegenüber: das der Madonna, wehmüthig geheiligt durch alle irdische Unvollkommenheit der Liebe, wie in Gemeinschaft mit dem unverstandenen Wirken einer Schöpferkraft und eines reinen Schöpferwillens, und das der Dirne, der Preisgegebenen und Verschlagenen, die, wie durch ungeweihte Genüsse versprengt, in die Vere der ewiger Unfruchtbarkeit irrt. Vielleicht war einst in Beiden der gleiche Drang mächtig, der gleiche Sinn der Erde, der selbe Daseinswille. Die Beschaffenheit, die Rasse entschied. Mit der Heldin seines neuen Romans unternimmt Heinrich Mann den Versuch, eine Frauenfigur zu gestalten, die in unverfälschter und ursprünglicher Herzgüte, also im Gehorjam gegen ihr Gefühl, beide Möglichkeiten in sich vereinigt. Zu Pardi und ihren Schicksalen um seinerwillen fährt sie ein Drang, so stark, daß es wie Sünde gegen ihre Natur wirken würde, widerstände sie ihm. Sie kennt ihn, sie sieht ihr Schicksal voraus; und dennoch erliegt sie ihrem Blut. Aber allein Arnold kennt ihren Namen; er weiß ihre Seele, er allein wird ihre reinsten Bedürfnisse und ihr Wesen zu seinen letzten Bestimmungen führen. Und eine äußere Hilfe für die Glaubhaftigkeit, für die Möglichkeit dieser widerspruchs-

vollen Wesensart sucht Heinrich Mann in der Abstammung der Heldin von zweierlei Rassen. Ihr Vater war ein Deutscher, ihre Mutter eine Brasilianerin.

Ich sehe meine Aufgabe nicht darin, im Einzelnen auf die Möglichkeit solcher komplizirten Beschaffenheit einzugehen, und auch darin nicht, die psychologische Wichtigkeit ihrer Folgen und ihrer Wirkungen zu zerlegen. Wichtiger erscheint mir ein Eingehen auf die vielen Fragen, die sich vor Heinrich Manns persöullichem Stil erheben. Es bleibt eine seltsame Wahrheit, daß trotz der meisterhaften Psychologie Manns am Dargebotenen ein Leytes zu fehlen scheint, der warme und reiche Zusammenhang mit menschlichen Dingen, die vertraute Fälle, die uns wie ein großes Gut aus der reinen Welt unserer Kindertage durchs Leben begleitet. Unwiderstehlich glaubhaft, überzeugend wahrhaftig erscheinen uns die einzelnen Züge seiner Gestalten, aber ihr eigentliches Wesen scheint an dieser grellen Härte der Einzelzüge zu leiden. Heinrich Mann hebt seine Figuren kraft seiner ungewöulhlichen Erkenntniß und Vermöge seines unbestechlichen Blickes für das Wesentliche zu Einzelsymbolen einer bestimmten Eigenschaft empor, so unerbittlich gesondert, daß sie allein in dem hellen Lichte dieser einen Seite leben. Sie erscheinen, gebannt durch diesen besonderen Zweck, im Dienste dieser einen Wirkung, unbiegsam und erstarrt. Sie geben einer einzelnen Situation, einem ersten Vorgang den Abglanz dieses grellen Lichtes zu vollkommenen Bildern, aber es ist oft, als seien sie später untauglich zu neuen Bewegungen. Diese Darstellung spricht für die Eigenart des Romellisten, macht aber das Gefüge des Romans leicht zu einer Reihenfolge von Episoden, statt zu einem geschlossenen Gebilde der Charakterentwicklung.

Bei keiner Gelegenheit bewährt sich diese besondere Meisterschaft Heinrich Manns klarer und schöner als bei der Wiedergabe rascher Vorgänge. Kein Wort zu viel hört hier die plastische Lebendigkeit, die deutliche Farbe, den einen großen und nothwendigen Ton seiner Bilder. Ich denke an die Ermordung der Claudia in den Straßen von Florenz. Alles Vergangene und Zukünftige ist plötzlich ausgeschaltet. Wie ein unerwartetes Erlebnis außerhalb des Buches scheinen die Vorgänge zu wirken und ihre Entwicklung jagt wie durch klingende Ruhe athemloser Spannung ihrer Vollenbung entgegen. Scharf umrissen, bössartig vor Klarheit und unantastbar wahrhaftig: so behaupten die einzelnen Figuren ihr kaltes Recht an die allein wirksame Bewegung. Keine Ergänzung ist gegeben, die nicht nothwendig erschiene, die sich nicht hastig und sicher in den Rahmen einfügte. Aber mir scheint oft, als liege in dieser schroffen Sonderung der wirkenden Kräfte auf ein bestimmtes Gebiet der Darstellungsmöglichkeit ein Nachtheil dem Grundgesetze des Romanes, der Charakterentwicklung, gegenüber. Und vielleicht ist es dieser Umstand, der uns zwar oft und für besondere Zwecke die Figuren des Romans nah rückt, uns ihnen aber im Grunde auf eine Art entfremdet, die kein warmes Verhältniß zuläßt.

Unruhig vertheilt und nie zu einem Mittelmaße ausgeglichen, stehen Manns Eigenarten in dem neuen Roman neben einander. Oft scheint die meisterhafte Artistik sich als Folge einer starken Vitalität von selbst und nothwendig einzufinden, oft scheint es, als hätte sie ermüdet einem verlorenen Inhalt nach; aber stets bleibt das äußere Gebilde der reichen Wortkunst sicher, edel und eigenartig. Wir Zungen achten einander, indem wir Heinrich Mann ehren. Gottfried Keller wird sein Richter sein.

Aus den Märchenbergen.

I.

Sab' ich die Krone nicht schon einst geschaut?
 Kommst Du nicht aus dem Märchenland gefahren,
 Wo gold an gold das Schloß sich aufgebaut
 Zum Himmel auf, dem kühlen, ewig klaren?

Die weißen Hirsche scharren schon den Grund,
 Im Morgenstrahl blüht silbern ihr Geweihe;
 Nun reich mir einmal noch den frischen Mund,
 Dann geht hinaus die Elfenfahrt ins Freie.

Der Waldbach schäumt mit hellem Ruf vorbei
 Und rauschend neigen sich die dunklen Tannen,
 Hoch aus den Lüften grüßt des Adlers Schrei —
 So fliegt die Erde unter uns von dannen.

Dort, wo die Quellen rinnen durch das Moos,
 Da wars, wo wir die Märchenfrau trafen;
 Sie bettete mein Haupt in Deinen Schoß —
 Und Wald und Welt sind mit uns eingeschlafen.

II.

Das Gras erzittert — sieh: ein Käfer schwirrt,
 Blaugrün und golden blühen seine Flügel
 Und aus dem Wald ein weißer Falter irrt
 Derträumten Flugs über den Wasserspiegel.

Hörst Du die tausend Stimmen um uns her?
 Wie's singt und schlägt, das Zirpen und das Summen,
 Bis all die Laute in das große Meer
 Des Sonnenschweigens fliehen und verstummen . . .

Und auf dem Weiher webt es wie ein Hauch:
 Zwei Falter sinds nun, die sich drüber wiegen;
 Der Mittag lächelt; und Du lächelst auch —
 Bist Du nicht hier der stillen Fluth entstiegen?

III.

Im Tannenschatten rauscht es wie ein Schritt
 Und durch die Zweige geht es wie ein Flüstern,
 Doch es ist nichts, das Herz schlägt lebend mit;
 Und in den Wipfeln leis die Nadeln knistern.

Die Sonne geht hoch über uns hinweg
 Und rühret mit goldnen Schleiern nur das Dunkel;
 Und hin und wieder blüht ein lichter Fleck
 Im grünen Gras im Perlenthaugefunkel.

Und das Gefunkel spricht uns von dem Tag.
 Von seinen Farben, seinen heißen Stunden . . .
 Worte, so schön, wie man sie träumen mag,
 Wenn längst das Licht am Horizont entschunden.

IV.

Es rauscht und braust und gießt der Wasserfall
 Tausend hinab die eisigklaren Fluthen;
 Es brodeln und es kocht und schäumt der Schwall
 Und überspült die schwanken Weidenruthen.

Hier unterm goldiggrünen Blätterdach,
 Da winken weich die moosbedeckten Steine;
 Der Silberhaub weht sprühend her vom Bach
 Im bunten Glanz vom Mittagssonnenscheine.

Wir hören stumm dem ewgen Brausen zu,
 Wir schauen still tief ins kristallne Becken,
 Wo Stein an Stein am Grund in heller Ruh.
 Ein Bild, das nicht die wilden Fluthen wecken.

So schäumt das Leben seinen Weg hinab;
 Doch an der Seele tiefstem stillen Spiegel,
 Da gleiten die Gewalten machtlos ab —
 Und blendend hebt der Schwan die stolzen Flügel.

V.

Zu unsern Füßen ruht der grüne Spiegel
 Im Sonnenzauber märchenrein und klar;
 Von Felsentiefen rauschen Tannenhügel
 Zum Rand hinunter dunkel, wunderbar.

Wie Feiertag liegts drüber hingegossen,
 Die Mittagsluft schwebt von den Ulmen her
 Und in der Ferne stimmert, duftzerflossen,
 Wie Silberhauch das zarte Nebelmeer.

Siehst Du den Kahn über die Fluthen gleiten?
 Steig ein, schon knirscht er auf dem weißen Sand;
 Die Schwäne schwellend sich zur Fahrt bereiten
 Und leuchtend winkt von drüben unser Land.

VI.

Wir schwimmen still auf der kristallinen Fluth
 Und sehn hinab, fast schwindelnd, in die Tiefe,
 Wo es am Grunde wie ein Garten ruht,
 Der dort versunken schon seit Langem schlief.

Ein Märchenwald von seltsam starrer Art
 Und doch von wilder, nie gekannter Fülle,
 Dazwischen Wolken sonnengrün und zart,
 Verloren in der gläsern klaren Stille.

Es ringt sich stumm mit tausend Armen auf,
 Fremd und verzaubert, wie Korallenbäume,
 Doch dringt es nicht bis an das Licht hinauf
 Und bleibt gebannt in seine Welt der Träume.

Lehn' Dich zu weit nicht auf den schwanken Rand!
 Du lauschst, als ob Dichs süß und heimlich rief.
 Hab' Acht! Siehst Du nicht schon die Geisterhand?
 Sie zieht uns Träumer Alle in die Tiefe!

Hamburg.

Theodor Suse.



Onkel Heinrich.

Es klingelte. Unsere neue Anna kam herein und verkündete: „Herr Heinrich Schumann aus Goldberg wünscht die Herrschaften zu sprechen.“

Wir sahen uns ein Wenig beklüftet an, meine Frau und ich. Erstens war es Essenszeit und zweitens gehörten die Besuche Onkel Heinrichs nicht zu den Annehmlichkeiten unseres jungen Ehepaars. Für mich nicht, weil Onkel Heinrich mir durchaus Cigarren verkaufen wollte, und für meine Frau nicht, weil er endlos schwatzte, ohne je bei seinen Geschichten zu der schnitzlich erwarteten Pointe zu gelangen. Dabei konnten wir einander diesen Onkel nicht einmal zum Vorwurf machen. Ich hatte die nicht ganz ungewöhnliche Thorheit begangen, das sehr angenehme Verwandtschaftsverhältniß zu meiner hübschesten Cousine dadurch zu profanisiren, daß ich sie heirathete. Und Onkel Heinrich war von der gemeinsamen Seite.

Uebrigens ein herzenguter Kerl. Nur ein nicht unempfindlicher Mangel an Intelligenz hatte ihn aus seiner ursprünglich stolzeren Lebensstellung bis zu dem ehrsamem, aber nicht gerade übermäßig lukrativen Berufe eines Cigarrenhändlers in Goldberg herunterbefördert. Da man in Goldberg offenbar auffallend wenig

Cigarren konsumirt, so lebte er der Figen Idee, daß es für mich keine nähere und bessere Bezugsquelle für Cigarren gebe als Goldberg. Und als ich einmal unvorsichtiger Weise dieser Figen Idee nachgegeben hatte, bähnten wir sofort eine vortreffliche Köchin ein. Denn selbst ihrem unverwöhnten Grenadier waren die auf Umwegen erworbenen Goldberg-Importen so schlecht bekommen, daß sie uns kündigte. Auch der Versuch, ein Kistchen bei meinem Kutscher unterzubringen, war kläglich gescheitert. Er behauptete mit dreister Stirn, die Pferde würden im Stalle wild, wenn er im Hofe beim Wagenwaschen eine von Onkel Heinrichs Cigarren qualme.

Onkel Heinrich schob seine untersezte Gestalt mit den gewölbten Schultern zur Thür herein. Als er den gedeckten Tisch sah, meinte er: „Ihr habt wohl noch nicht gegessen? Na, ich gehe auch gleich wieder. Wollte Euch nur mal guten Tag sagen.“ Nach längerem Parlamentiren aber gelang es der Ueberredungskunst meiner Frau, trotzdem sie eigentlich nicht allzu dringlich wurde, ihn zur Theilnahme an unserer bescheidenen Mahlzeit zu bewegen. Während des Essens überließ Onkel Heinrich uns die Pflichten der Unterhaltung. Er widmete sich mit stiller Andacht dem eigentlichen Zweck des Mittagmahles.

Nach beendigtem Diner bot ich ihm eine stolz behänderte Partagas an. Er nahm sie mißtrauisch entgegen und sagte nach den ersten Zügen: „Werkwürdig, daß Du immer das echte Zeug rauchst. Ich habe jetzt von meiner elbinger Fabrik ein Cigarrröhen bekommen, das ganz famos ist. Ich werde Dir morgen zwei Kistchen davon senden.“ Ich bemerkte, ohne mit der Wimper zu zucken, daß mein Arzt mir neuerdings nur Importen gestatte. Importen führte nämlich Onkel Heinrich in Goldberg nicht. Die tröstliche Gewißheit hatte ich.

Allmählich löhnte er sich mit dem „echten Zeug“ aus und murmelte, kräftig schmauchend: „Uebrigens soll ich Euch von Eurer lieben Tante grüßen.“ Dabei fiel uns plötzlich wieder ein, daß Onkel Heinrich, der nach einer kampfreichen ersten Ehe vor einem Jahrzehnt Witwer geworden war, vor nicht langer Frist in aller Stille wieder geheirathet hatte.

Meine Frau hat die kleine Schwäche (natürlich nur diese einzige), sich für Eheschließungen im Allgemeinen und für verwandtschaftliche Eheschließungen im Besonderen lebhaft zu interessieren. Von der Art, wie Onkel Heinrich, ein sehr schlecht konservirter Fünzigiger, zu seiner „Zweiten“ gekommen war, hatte sie nichts Bestimmtes vernommen. Und mit einer von Neugier nicht ganz freien Antheilnahme fragte sie: „Wie hast Du eigentlich die Tante kennen gelernt, Onkel Heinrich?“

Onkel Heinrich, der gerade den dritten Cognac genehmigte, schien diese Frage erwartet zu haben. Er setzte sich behaglich im Sessel zurecht und begann: „Na, so ganz einfach war die Sache nicht. In Goldberg habe ich lange Zeit bei einer Witwe Beder gewohnt, die mich ganz gut versorgte. Auf einmal wollte sie aber zu ihrem Sohne nach Jauer ziehen. Mir wars natürlich nicht gerade recht, daß ich mich wieder nach einer anderen Bude umsehen sollte. Da meinte die Bederin eines Tages: „Wissen Sie, Herr Schaumann, was Sie einfach thun sollten? Sie sollten wieder heirathen. Der Jüngste sind Sie ja nich gerade; aber ein anständiger, solider Mann findet immer noch Eine. Ich wüßte Ihnen da gerade ein älteres Mädchen, sehr häuslich und fein, die thäte famos zu Ihnen passen. Und ein paar Tausend Mark hat sie auch.“ So Späßes halber meinte ich: „Na, Sie können sie mir ja mal vorführen.“ Die Bederin aber sagte, das Mädchen wohne in Jauer

und sie habe nur die Photographie. Die brachte sie auch bald an. Nu, wißt Ihr, ich bin Zeit meines Lebens sehr fürs Schöne gewesen und die Photographie gefiel mir gar nicht recht. Die Bedern meinte zwar, im Leben sei das Fräulein viel stattlicher, aber ich hatte doch kein rechtes Vertrauen und sagte: *Ne, Frau Bedern, Das ist nicht für mich. Ein Bischen hübscher und jünger müßte sie schon sein.* Die Bedern war erst ganz beleidigt, aber dann wurde sie wieder gemüthlich und wir sprachen nicht mehr von der Sache.

Aber, wie Das so ist, die Idee von der Bedern ließ mich nicht mehr los. Behaglicher ist doch am eigenen Tisch, als so zur Nietsche wohnen und in den Kneipen 'rumfattern. Ein Bischen abergläubig bin ich auch; und wie ich ein paar Tage später im Goldberger Anzeiger lese: *„Erstes Breslauer Heirathsbureau; nur für die besten Kreise. Unzählige verdanken uns ihr eheliches Glück. Partien in allen Preislagen. Strengste Diskretion. Prima Referenzen“*; da nahm ichs für einen Wink des Schicksals, setzte ich mich gleich hin, schrieb den Leuten, wer ich bin und was ich brauche, leistete auch gleich eine Speisenzahlung und erhielt schon nach acht Tagen die Aufforderung, mal rüber nach Breslau zu kommen: sie hätten was Vieltheines für mich gefunden. Es war auch wirklich eine sehr ansehnlich Dame, Inhaberin von einem Atelier für seine Damenkonfektion. Sie wollte einen gewandten Mann heirathen, zur Buchführung, zur Repräsentation in ihren Salons und zur Konversation mit den Kundinnen, wenn sie mal warten mußten. Die Stelle (ich wollte sagen: die Heirath) hätte famos für mich gepaßt. Wir tranken auch Kaffee mit einander, unterhielten uns sehr gut und ich reiste ganz froh, schon als halber Bräutigam, nach Hause zurück. Aber am nächsten Tag bekam ich einen sonst ganz netten Brief von der Konfektionseuse: es thäte ihr leid, aber ich entspräche doch nicht allen ihren Anforderungen. Ob sie die Repräsentation meinte oder die Konversation? Das stand nicht im Brief. Aber jedenfalls: die Sache war Essig.

Nach einer Woche kam ein zweiter Brief vom Bureau und ich gondelte wieder auf Brassef. Diesmal ward ein junges, hübsches Mädchen mit 'ner kleinen Stuppsnase, rothem Haar und einer gelben Matinee, die nur so knisterte. Ich dachte mir gleich, daß da nicht Alles stimme. Und da stimmte auch nicht Alles. Sie erzählte mir viel von ihrem häuslichen Unglück, von einem treulosen Verehrer, der sie süßen gelassen habe, und es wäre eine viel bessere Position für sie, wenn sie erst verheirathet sei, aber sie würde mich wenig in Anspruch nehmen und ich könnte überhaupt gleich nach der Trauung nach Goldberg zurück. Das wäre sogar Bedingung. Es würde ihr dann auch auf ein paar Tausend Mark nicht ankommen. Na, ich habe ihr gründlich Bescheid gesagt; und den Leuten im Bureau auch. Für unsolide Nummern sei ich nicht zu haben.

Bierzehn Tage später erhielt ich wieder ein Schreiben von der Breslauer Firma. Ich solle nur schleunigst kommen, ich würde mich bestimmt nicht zu beklagen haben: Ein Mädchen aus bester Familie, Mitgift sechstausend Mark, und sie würde auch gern nach Goldberg ziehen. Da war wirklich Alles in Ordnung. Aber gleich bei der Vorstellung, wie mir das Fräulein die Hand reichte, merkte ich, daß sie an jeder Hand sechs Finger hatte; und der Bruder, ein Rechtsanwält, sagte mir dann nach Tisch, als ehrlicher Mann müsse er mir vor Eintritt in die Verhandlungen mittheilen, daß seine Schwester auch an jedem Fuß sechs Fehen habe. Gerade gegen solche kleine Schönheitsfehler bin ich nun sehr empfindlich, Kinder.

Ich tippte darum bei dem Rechtsanwalt wegen einer Erhöhung der Rittgilt an Sechstausend Mark wären mir bei so vielen Fingern und Beinen zu wenig. (Haha, lachte Onkel Heinrich.) Aber der Rechtsanwalt erklärte, mehr könne er für seine Schwefel nicht thun. Und so zerstückte sich auch diese Verbindung."

Onkel Heinrich machte eine Pause. Er sog an seiner Cigarre und versiel in sanftes Träumen. Offenbar erlag er der alten Gewohnheit, seine Geschichte ohne Schluß zu lassen. Aber diesmal hatte er die Rechnung ohne die Wirthin gemacht. Meine Frau sagte sehr energisch: „Onkel Heinrich, Du wollest uns doch erzählen, wie Du Tante Emma kennen lerntest!“

„Ach ja, richtig! Nun ja, da hör' nur weiter. Die Leute vom Bureau schrieben mir nun ganz patzig, wenn ich auch an den besten Partien Etwas auszusuchen habe, so müßten sie darauf verzichten, noch ferner in meinen geschätzten Diensten thätig zu sein. Nun hatte ich mir die Heirath aber schon fest eingebildet, eine ganze Menge Geld hatte ich auch ausgegeben und so fragte ich die Bedern, als wir die ganze Geschichte zu Hause gemüthlich besprachen, ob denn das Fräulein in Zauer, dessen Photographie sie mir damals gezeigt hatte, noch zu haben sei. Sie war richtig noch zu haben. Ich fuhr hin, sie war auch entschieden ein Bißchen hübscher als auf der Photographie, wir gestielen einander, — na, und da haben wir denn geheirathet. So bin ich zu Eurer lieben Tante gekommen. Sie hat übrigens einen prachtvollen Charakter. Manchmal ist sie freilich etwas streng, aber wir leben doch sehr glücklich.“ Onkel Heinrich trank nachdenklich noch einen Cognac. Die Wanduhr schlug Drei. Er erhob sich schwerfällig und sagte: „Na, Kinder, nehmt's nicht übel, aber mein Zug geht. Ich werde Eure liebe Tante auch schön von Euch grüßen.“

Onkel Heinrich verabschiedete sich, nachdem er sich „auf den Weg“ noch eine Varietas, nicht ohne Protest gegen das „echte Zeug“, angestekt hatte.

Als die Entreehür ins Schloß gefallen war, sahen wir einander einen Augenblick stumm an. Dann bekamen wir einen Lachanfall, der bei meiner Frau, die überhaupt zu Extravaganzen neigt, beängstigende Dimensionen annahm. Diesmal waren wir bei dem Besuch von Onkel Heinrich wenigstens auf unsere Kosten gekommen.

Die Freude währte freilich bei mir nicht lange. Zwei Tage darauf erhielt ich, mit besten Grüßen und einer verwandtschaftlichen Verwarnung vor dem gesundheitsschädlichen Gewohnheitgenuß von „echtem Zeug“, tausend Stück von dem „famosen elbinger Cigarren“ per Nachnahme. Bei zwei späteren Besuchen Onkel Heinrichs bot ich ihm selbstverständlich, schon aus Höflichkeit, nur „seine“ Cigarren an. Bei der letzten Gelegenheit erkundigte er sich, ob ich denn gar kein „echtes Zeug“ mehr sähre. Ich erwiderte mit sanfter Bestimmtheit, daß ich mich ganz an das brillante Cigarren aus Elbing gewöhnt habe und prinzipiell nichts Anderes mehr rauche. Onkel Heinrich sah mich nachdenklich an und schüttelte den Kopf. Er kam nicht wieder. Ich habe immer noch neunhundertsechshundneunzig Stück „Flor de Elbing“ auf Lager.

Breslau.

Erich Freund.



Selbstanzeigen.

System der Rechts- und Wirthschaftsphilosophie. Dritter Band: Philosophie des Staates sammt den Grundzügen der Politik. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Bis auf Hegel nahm die Rechts- und Staatsphilosophie beherrschenden Einfluß auf die Theorie des Rechtes und die Praxis der Staatsleitung. Seit dem Niedergang der hegelischen Philosophie führte das „Naturrecht“ nur noch ein schattenhaftes Dasein in spärlich besuchten Kollegien und wenigen, schwach verbreiteten Schriften. Die historische Schule Derer um Savigny schlug die Civilisten in den Bann des römischen Rechtes, seiner Geschichte und seiner Fortbildung in Deutschland. Die Rechtsphilosophie alten Stils, das Naturrecht wurde zu den Toten geworfen. Aber auch die Wirthschaftsphilosophie der klassischen Nationalökonomten Smith und Ricardo, Malthus, Say hielt dem erwachten Thatfachendrang empirischer Forschung nicht Stand. Sozialismus, soziale Frage, Soziologie, Sozialethik bezeichnen die Streit- und Kernfragen des öffentlichen Rechtes und der Einkommensvertheilung seit der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts. Zugleich verwischte die Allherrschaft des Evolutionismus alle scharfen Grenzen im Verlauf des Werdens und Geschehens. Jetzt ist man vielfach wieder zu der Einsicht zurückgekehrt, daß die bloße Empirie nicht der Weisheit letzten Schluß zu bieten vermag. Anarchismus, Kommunismus und Sozialismus verneinen, mit Argumenten aus den Arsenalen des Naturrechtes, die Existenzberechtigung des Staates, der nach ihrer Meinung durch eine gerechte Ordnung der „Gesellschaft“ ersetzt werden müsse. Wie ist angeht diese Verstreitung der Staat zu rechtfertigen? Staat und Recht tragen ihre innere Rechtmäßigkeit (ihre „Legitimität“, um mit Rousseau zu sprechen) darin, daß sie grundlegende Kulturnothwendigkeiten sind. Staat und Recht sind für die Menschheit erforderlich, weil nur im Rahmen geordneter Verhältnisse allumfassende Kulturentwicklung möglich ist. Die Kultur aber erhebt der Menschheit in künstlichen Zusammenschlüssen die Kraft, die dieser Menschheit auf ihrem Aufstiegswege vom Naturvolk zur Kulturgemeinschaft verloren geht. Seit dem Mittelalter, das für die germanischen Völker die alte Zeit bedeutet, ist der Grundzug der Politik auf Freiheit gerichtet, auf Abschüttelung jedes Sklavenjoches in Wirthschaft und Recht. Da haben sich zunächst, unter Mitwirkung der Reformation, die weltlichen Herren aus dem Joch der Kirche befreit. Der Fürstendespotismus zerfiel dann unter dem Sturmessbrausen der französischen Revolution; das Bürgerthum emanzipirte sich; Kant baute den ragenden Palast des Rechtsstaates, Adam Smith und Ricardo schufen das wohnliche Wirthschaftsgebäude für den kapitalkräftigen Bürgerstand. Mit dem Auskommen der Maschinenarbeit erwuchsen aus der eben befreiten Bourgeoisie die neuen Bedrückten: und nun steht der dritte große Befreiungskampf seit dem Mittelalter ein, der Massenfeldzug der Arbeiterschaft. Mit der Folge einer Sozialethisirung des Rechtes und der Verwaltung, die heute bald so weit reicht, daß die Arbeiterschaft das gesammte Staats- und Wirthschaftsinteresse zu absorbiren droht und die Klassenherrschaft im Staat als letztes Ziel enträumt. Überwiegend der Geschichte: die eben zur Freiheit gelangten werden stets die neuen Bedrückten. Was seit dem Mittelalter erstrebt und im Wesentlichen erreicht wurde, ist Freiheit;

was seit dem Mittelalter verloren ging, ist die klassenmäßige Schichtung in Wirtschaft und Recht. Spontan, nicht auf Geheiß bevormundender Obrigkeit, bahnt sich mählich die Entstehung freier Wirtschaftsklassen an. Aufgabe der Gesetzgebung ist angeichts der tatsächlichen Entwicklung lediglich die Verifikation des neu Erstandenen: öffentlich-rechtliche Anerkennung der freien Wirtschaftsklassen durch eine neuständische Verfassung, die den wirtschaftlichen Interessengruppen Rechnung trägt, zunächst durch das Medium der Proportionalwahl; Anerkennung der Sozialdemokratie als der radikalen Arbeiterpartei; Regelung der wirtschaftlichen Konsolidation durch ein Kartellgesetz. Erforderlich ist ferner ausreichender Schutz der Landwirtschaft als des für die staatliche Wehrkraft wichtigsten Standes.

München.

Dr. jur. Fritz Verolzhaimer.

Die graphische Reklame der Prostitution. Mit Briefen von Hans Thoma und Paul Henze an den Verfasser. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München. Eine Mark.

Für die Jüngste der Niobiden kämpfe ich, für Hadumoth und Rignon. Ihre rührenden Gestalten sind mir während einer dreijährigen Wanderung durch alle Tiefen des Infernos der Pornographie so tausendfach in der schmachtvollen Erniedrigung der Dirne vor die Augen getreten, daß ich ein Schwächling sein und Verur zum Mädchenhandel haben müßte, wenn mir nicht die Hand an die Wehr gefahren wäre. Ich hätte gern gesagt: „Daß ich kein Deutscher sein müßte!“ Aber zur Abwehr des Verdachtes, einen empörenden Mißbrauch von Mädchen und Frauen zu dulden, reicht die Jugendschuld zum deutschen Volk allein nicht aus. Zu viel „fillettes“ und „fruits verts“ werden in Deutschland für inländische und für ausländische Dämonen photographirt; und der „Trost“, ein großer Theil dieser Erzeugnisse sei zur Ausfuhr bestimmt, verliert dadurch an Kraft, daß die Ausfuhr durch eine mindestens eben so starke Einfuhr ausgeglichen und daß der Import durch deutsche Firmen im Ausland geleitet und durch den Inzeratenthail deutscher Bildblätter unter der verlogenen Etikette „Aktphotographien für Künstler“ gesördert wird. Meine „dunklen Ahnen“ waren Schmiede in einem fränkischen Dorf. Als Sproß eines Bauerngeschlechtes kämpfe ich für die Erhaltung der Gesundheit des Bauernthumes, das in seiner oberbayerischen Art durch münchener Photopornographen prostituiert wird. Mein Vater hat lange als Unteroffizier gedient. Um so lieber spreche in meiner Schrift ein Wort für die vielgeschmähten Kriminalschutzeleute, die als Hilfskräfte der Censurbeamten die Pornographie in ihren Höhlen aufsuchen. Es sind lauter ehemalige Unteroffiziere, die eine harte, läßlich erscheinende Arbeit thun, wozu die „Civillcourage“ der Kritiker der Polizei sich bis jetzt als unzulänglich erwiesen hat. Sie führen den Nahkampf gegen die Zuhälter des Kunst- und Literaturdärmenthumes, sie kämpfen für die jüngste Niobide, für Hadumoth und Rignon, die Jene als Rekruten der Prostitution zu verwenden suchen. Darum ist ihre Arbeit hart und unschön, aber ehrenwerth. Darum würde ich mich keinen Augenblick bedenken, an der Seite der verspotteten Schutzleute die selbe Arbeit zu thun. Diese Leute mit dem „harmlosen Schutzmännsgemüth“ wissen wie ich, daß sie für die Zukunft der Nation arbeiten.

Wünzburg.

Dr. Ludwig Kemmer.

Henri Murger: Die Boheme. Szenen aus dem pariser Künstlerleben; Leipzig, Inselverlag. 8 Mark.

Zunächst ein Wort über das äußere Gewand. Das Buch ist in der Drugulinschen Offizin in schöner Antiqua sehr sorgfältig gedruckt und mit Titelumrahmung und fünf ganzseitigen Zeichnungen von Franz von Bayros geschmückt, die auf japanischem Papier abgezogen wurden. Stil und Temperament des Zeichners sind den Sammlern schöner Briefe schon aus der „Manon Lescaut“ des Inselverlages bekannt. Zu bemerken wäre als neu nur, daß, ganz ähnlich wie auch die Entwicklung Beardleys es zeigt, der Künstler durch immer reicheres Detail, durch sozujagen härtere Füllung des Blattes, zu bedeutend dekorativerer Wirkung gelangt ist, während das eigentlich Erzählende (also eine literarische Eigenschaft) verschwindet. Zweifellos ein Fortschritt. Murgers Bedeutung liegt vor Allem darin, daß er der Letzte von denen war, denen die schwere Kunst anmuthiger Unterhaltung als erste Forderung ihres Schaffens galt. Damit gehört er ins Rokoko. Gewiß sind all seine Gestalten nicht übermäßig realistisch. Wir neigen heute dazu, Das als einen Nachtheil anzusehen, weil wir im Grunde so wenig vom Leben erfahren. Generationen, die selbst noch mitten im Leben standen, die noch nicht durch die ungeheure Komplicität umgebenden Daseins und durch die eigene Verankerung in einem „Spezifischen“ Winkel auf bildliche Erlebnisse angewiesen waren, wenn sie den Kreis der Welterschauung durchlaufen wollten, Generationen, denen die Realität noch Realität war und der Schein eben Schein, dachten darin anders: sie wollten vom Künstler eine Stunde unterhalten sein; und damit wars gut. Daß Murger auf der Grenze steht, zeigt sein Vorwort, zeigt das Gewicht, das er auf die Wahrheit seiner Geschichten legt. Aber im Herzen bleibt seine Kunst wie seine Gestalten: lustig, ein Wenig flatterhaft, manchmal auch sentimental, doch immer unterhaltend. Dabei kommt es auf eine kleine Uebertreibung in Scherz oder Tragik nicht an, so wenig wie darauf, ob schließlich ein Witz wirklich gut ist oder nicht, wenn man nur im Augenblick auflacht. Das Buch ist zum Lesen da, nicht zum Studiren. Und mit all denen, die ihm hierin gleichen, hat es Eins gemein: man vergißt es. Nur ein allgemeiner Eindruck bleibt: so hat man an ihm einen stets gegenwärtigen Unterhalter. Gestern las man darin, morgen schlägt man es wieder auf und blättert und bleibt an irgendeiner Stelle hängen und liest eine Viertelstunde: und Alles verschwindet wieder bis auf die Erinnerung an eine angenehme Kurzweil. Und das Vergessen ist, trotz der melancholischen Ironie Rodolphes (dessen Verse als Uebersetzungsprobe folgen mögen), eine der werthvollsten Fähigkeiten moderner Menschen.

Ich habe nicht einen Pfennig mehr, theure Mufe:

Zu vergessen besteht da die Ehrenpflicht.

Und thänenlos, wie eine altmodische Bluse,

Wirst Du mich vergessen, Mimi, nicht?

Einerlei: nicht zu zählen die Nächte, haben wir nun
Auch manche glücklichen Tage erfahren.

Sie waren nicht lang: doch was thut's?

Die schönsten sind, die die kürzesten waren.

Felig S. Grebe.

Die Kondottieri.*)

Nicht lange vor der Schlacht von Marino schrieb die Heilige Katharina von Siena einen flammenden Brief an Alberico da Barbiano und seine Hauptleute: „Hierbei ist nichts Anderes zu gewinnen als Leben oder Tod. Sterbt Ihr, so wird Euch das ewige Leben und Ihr seid an sicherem, beschirmtem Platz. Bleibt Ihr am Leben, so habt Ihr Gott ein freiwilliges Opfer gebracht und kommt mit gutem Gewissen Eurer Kraft Euch freuen. Die Zeit braucht neue Märtyrer. Ihr seid die Ersten, die mit Eurem Blut zeugen müßt! Und welcher Lohn wird Euch? Das ewige Leben, eine Frucht von unendlicher Süße. Und was sind alle Leiden, alle Mühen, vergleicht Ihr sie mit diesem hohen Preis? Wie Moses will ich thun. Während das Volk kämpfte, belehrte er; während er belehrte, trug es den Sieg davon. So will ich thun; mein Gebet soll Euch helfen und wird bei Gott Gehör finden!“

Katharinas Bitten verband sich Papst Urban. Die bretonischen Handen hatten seine Truppen geschlagen, der Heilige Stuhl war in Gefahr. Es gab keine andere Hilfe als Barbiano.

Er war schon auf dem Weg nach Mailand zu den Visconti, als ihn Boten und Bitten Urbans erreichten: er sollte die Kirche schützen und ihn und Italien vor den fremden Heerschaufen retten. Volkens sei verwüdet, die Römer geschlagen; wie lange noch; und der Gegenpapst Klemens steige auf Sankt Peters Stuhl!

So zog denn Alberico mit seinen Truppen, lauter Italienern, in Eilmärschen nach Rom. Urban übergab ihm das Banner der Kirche und segnete ihn. Das zwischen Furcht und Hoffnung schwankende Volk geleitete schweigend den Kondottiere eine lange Strecke. Zwölf Miglien von Rom, bei Marino, standen die Bretonen; doch sie griffen Albericos wegwandtes Schwert, die bei hinterer, wenn sich sageten, nicht an. Als das Frühroth glom, ordnete Alberico sein Heer, die Trompeten schmetterten und in schönem Zug ging es den Bretonen entgegen. Wenn sie die numerische Ueberlegenheit, Erfahrung, Kriegskunst, Disziplin und gute Waffen für sich hatten, so wurden die Italiener durch ihre gute Sache, ersten Willen und festen Entschluß, im Kampf mit den Fremden Ehre einzulegen und sie zu besiegen, aufrecht gehalten. Das Gefühl, daß viel von ihnen abhängt und jezt eine wichtige Entscheidung gefällt werde, lebte in ihnen und stärkte sie. Fünf Stunden ward tapfer, hartnäckig, wild gefochten; dann siegte Alberico mit seiner Waffengenossenschaft Sankt-Georg, in die kein Fremder und Niemand, der nicht den Ausländern Haß und ewige Feindschaft geschworen, aufgenommen ward. Rom empfing ihn und seine Schaaren wie Triumphatoren. Als sie mit vielen erbeuteten Fahnen, Pferden, Waffen, gefesselten gefangenen Hauptleuten einzogen, wußte sich das Volk vor Jubel nicht zu lassen und umtanzte die Sieger mit Kränzen und Blumen. Die Glocken läuteten und der Papst ging barfüßig in feierlicher Prozession. Alberico ward zum Ritter geschlagen und in festlicher Versammlung ward ihm ein Banner überreicht, das ein rothes Kreuz mit der Inschrift trug: „Italien von den Barbaren befreit.“

*) So heißt ein interessantes Buch, das Herr Dr. Semerau bei Eugen Diederichs erscheinen läßt. Das den Gegenstand zum ersten Mal ausführlich behandelt und die bunten, ungemein „pannenden“ Schicksale der großen Kondottierfamilien erzählt. Der hier veröffentlichte Auszug ist ein Bruchstück aus der Einleitung.

Nach der Schlacht von Marino verschwinden die fremden Söldnerbanden oder werden von den italienischen aufgelogen. Alberico gab das Beispiel. Ihm folgten jetzt Duzende anderer italienischer Führer. Die nächste Zeit trägt schon die Namen eines Pandolpfo Malatesta, Giacomo del Verme, Jacino Lane empor.

Seit mit der Selbständigkeit der Kommunen sich ihre Willkür verloren, waren sie dem guten Willen, der Gnade, der Willkür fremder Söldnerbanden preisgegeben. Was für Volk hatten nicht die Kreuzzüge, die schismatischen Streitigkeiten nach Italien gebracht! Der Stadtherr, der angeblich im Namen des Kaisers oder des Papstes, in Wahrheit aber recht unbeschränkt sein in der Regel mit Gewalt genommenes Ländchen regirte, war von einer Leibwache umgeben, die in seinem eigenen Interesse schon aus Deutschen, Franzosen und Engländern bestand. Die Parteikämpfe in den Gemeinden jagten die Unterliegenden in die Verbannung, die Exilirten schlossen sich zusammen, das fremde Volk, irgendwo seines Dienstes entlassen, trat zu ihnen. Die Häuflein wuchsen, Abenteurer, Teflassirte aller Art gesellten sich zu ihnen. Der Krieg mußte sie nähren oder Plünderung und Raub im Frieden.

Den Ritter- und Mönchsorden, den Genossenschaften der Kaufleute, Handwerker, Künstler sahen sie es ab: auch sie organisirten sich, zogen unter einem Führer, hatten Statuten, nannten sich mit besonderem Namen, Gesellschaft der Rose, des Hutes oder nach einem Heiligen: Sankt Georg oder allgemeiner: Die große Genossenschaft. Fremde Führer, manche Deutsche, wie Herzog Werner von Urslingen, Konrad Landau, Albert Sterz kommandiren sie; doch findet man unter den Befehlshabern auch einen Italiener wie Fra Moriale, einen fast völlig italienisirten Engländer John Hawlood, den Giovanni Acuto der Chroniken, als florentiner Kondottiere zu hohem Ruhm gestiegen.

Weist ist die Zusammengehörigkeit dieser fremden Söldner nur so lange vorhanden, wie reiche Beute winkt, die sie einzeln oder in schwachen Haufen nicht gewinnen würden. Von einem Solidaritätsgesühl, einem Corpsgeist ist nicht die Rede. Es fehlt an Disziplin und Pflichtbewußtsein. Ein Volk, das so schnell auseinander- wie zusammenläuft, keinen Herrn über sich erkennt, revoltirt, sich gern schon und vom Führer auch geschont wird, das morgen schon Dem zuläuft, gegen den es heute das Schwert hob und die Lanze einlegte, ist unfähig, irgendetwas Bleibendes zu erreichen. Die Befehlshaber kennen, wie ihre Horden, kein anderes Ziel als das: möglichst schnell und viel Beute zusammenzuraffen und über die Alpen heimzuziehen. Was ist ihnen Italien! Sie sind doch fremd hier, wenn sie auch Jahre lang unter diesem Himmel gelebt haben.

John Hawlood, der mehr als ein Menschenalter auf der Halbinsel, die ihn reich und berühmt macht, verbringt und eigentlich völlig ein Italiener werden mußte, will am Ende seines Lebens in seine Heimath zurückkehren. Doch ehe er das Schiff besteigt, befällt ihn die den Tod bringende Krankheit. Er sieht England nicht wieder; sein Leib aber wird vom englischen König der florentiner Republik, die ihn in brunkvollem Zuge bestattet hatte, abgefordert und ruht in vaterländischem Boden. Wo liegt denn auch sonst noch ein Land so offen allen Abenteurergelüsten wie Italien? Hier kann, wer tapfer, klug ist und die Stunde zu nützen weiß, schnell zu Reichthum und Ruhm kommen. Hier ist ein unaufhörlicher Krieg. Einer steht wider den Anderen. Die fremden Söldner haben das Heft in der Hand: sie entscheiden.

Auch in Frankreich spielt ausländisches Kriegsvolk eine Rolle; doch giebt

es nie den Ausschlag. In Italien hängen Gemeinden, Städte, Fürsten, Könige, Päpste von ihnen ab; sie müssen mit ihnen paktiren, sich von ihrer Brandschagung loskaufen. Aus den Rathsberechnungen von Siena sind wir über die Ausgaben für die Gesellschaft des Sterns genau unterrichtet; in zwölf Jahren zahlt Siena an Anichino Bongarden und Albert Sterz fast sechsundsiebzigtausend Goldgulden, mehr als fünf Viertelmillionen Mark. Diese Soldnerhaufen können nur als Häuherden gelten, die sich durch die Schwäche des Widerstandes zu ihrem Handwerk berechtigt glauben. Ihre Führer meinen, als achtbare Feldherren legitimirt zu sein, wenn sie einmal ein paar Monate Kriegsdienste leisten.

Durch die Schlacht von Marino wird hier Wandel geschaffen. Alberico da Barbiano ist der erste Kondottiere, der ausschließlich über Italiener gebietet. Das Nationalgefühl erwacht. Das Land hat die fremden Elemente überwunden und regt sich in eigener, freier Kraft. Die großen Dichter erscheinen, die großen Künstler, die mit eigenen Augen sehen und ihre Eindrücke unbeeinflusst durch fremde Vorbilder wiedergeben, die machtvolle Wissenschaft der Philologie gräbt die Schätze des Alterthumes ans Licht, münzt sie und läßt Alle an diesem Reichthum theilnehmen. Die große Vergangenheit des Landes erhebt sich vor den flammenden Augen Italiens. Die Königin der Welt, das Ewige Rom, steht in ihrer unvergänglichen Glorie. An ihrem Glanz und Ruhm erfreut und erbaut sich die Gegenwart, von Leidenschaften und Kämpfen geschüttelt, und die Erinnerung an die alte Größe weckt den Wunsch, ihr nah und gleich zu kommen.

Wer möchte nicht wie Scipio, Caesar, Trajan sein! Wenn der alte Vittorino in der Casa Gioiosa zu Mantua von den großen Römerthaten erzählt, leuchten die Augen seiner Schüler und die Erregung treibt ihnen das Blut ins Gesicht; Federico Montefeltro stampft vor Begeisterung den Fuß auf den Boden wie ein junges Roß, das in die Schlacht will, und noch als ihm das Ungeßäm und der flammende Enthusiasmus der Jugend längst geschwunden, liegt auf dem Tisch seines Studios Livius und Tacitus und er wird nicht müde, in diesen Schriften zu lesen. In allen Kondottieri lebt die Sehnsucht, unsterblich wie die großen Römer und Griechen zu werden. Darum schließen sie den engen Bund mit den Dichtern, Gelehrten und Künstlern, die die Schlüssel zum Pantheon des Ruhmes hüten. Nur diese Geistesmächtigen können sie auf das Piedestal der alten Helden erheben. Was wüßten wir ohne Homer von Achill? Unaufhörlich werden sie daran erinnert, welche Macht der dem Apoll Geweihte hat. Wie der Papst den Himmel schließen und erschließen kann, so der Poet den Weg zur Unsterblichkeit, und wie beim Pontifex, so wirkt auch beim Dichter das Gold Wunder: wer wie ein König freigiebig ist, Dem erdröhnen die Poënnen des Ruhmes; er ist ein Caesar und Trajan in einer Person und „göttlich“ wie Augustus.

Freilich hatten die Poeten Anhaltspunkte genug für ihre Lobpreisungen; handelte es sich doch um Männer, deren Namen, nicht lange nachdem sie an die Oeffentlichkeit getreten waren, von Mund zu Mund gingen, die sich durch kühne Kriegsthaten ausgezeichnet hatten, durch ihre geniale Persönlichkeit wirkten, das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied“ glänzend illustrierten. Niemand fragte, woher sie kamen. Was galt Herkunft und Geschlecht! Der Mensch ward völlig isolirt betrachtet. Die Persönlichkeit kam allein in Frage. Aus dem Dunkel tauchen sie auf, wie Attendolo, von der Piste an dienen sie, das Glück als launen-

hastes Weib läßt sich nach manchem Widerstand doch von der Kraft des Mannes zwingen, der immer wieder mit ihm ringt. Jeder Kriegsmann, der, tapfer und kühn, seine Pflicht thut, dabei von Fortuna nicht verlassen wird, trägt den Maschallas im Tornister gerade wie zur Zeit der Großen Revolution und Napoleons; nur kämpft und arbeitet hier Jeder für sich wie die Herren und Helden des vierten vorchristlichen Jahrhunderts in Griechenland.

In einem Lande, wo nichts feststeht, beinahe keine Herrschaft legitim ist, wo der Boden wie unter einer Art politischen Erdbebens fortwährend schwankt und zittert, ist Allen Alles frei, wenn nur die große Persönlichkeit mit ihrer Macht sich einsetzt. Ein Schwertadel, der sich aus eigener Gnade nobilitirt, kommt auf und herrscht, reißt den Fürsten die Kronen vom Kopf und krönt sich selbst mit ihnen. Nichts steht seinem Ehrgeiz zu hoch und unerreichbar. Er hat das Recht, denn er hat die Gewalt. Diese Gewalt ist sein ihm ergebenes Heer.

Wenn früher die fremden Söldnerhaaren nach Ablauf ihres Vertrages oder, ward der Sold nicht pünktlich bezahlt, plötzlich den Dienst aufkündigten, auseinanderliefen oder zum Feind übergingen, so ward auch hierin durch die Schlacht von Marino Wandel geschaffen. Die fremden Elemente werden durch die Italiener absorhirt, die Führer selbst sind Italiener, entweder Feudalherren, deren Vasallen den Grundstock ihrer Mannschaften bilden, oder Soldaten, die von unten auf gedient haben und um die sich Verwandte, Freunde, Lagergenossen sammeln. Im Kleinen fangen sie an, vergrößern aber mit jedem Glücksfall ihre Truppe, auf die sie sich völlig verlassen können und in die nur aufgenommen wird, wer sich den Statuten ohne Weigerung fügt. So entsteht ein enger Zusammenhang zwischen dem Führer und seinen Soldaten. Die Schaar nennt sich auch jetzt nicht mehr, wie einst, nach irgend einem oft zufällig gewählten Zeichen und Heiligen, sondern nach ihrem Hauptmann. Natürlich wird auch nicht mehr auf gemeinsamen Antheil der Beute gearbeitet, wie ehemals die ausländischen Söldner thaten, deren erwählter oder stillschweigend anerkannter Führer nur eine Art Geschäftsführer eines Unternehmens war, das gut floriren mußte, wenn man ihm seine Arbeit widmete. Jetzt nimmt der Hauptmann die Leute in Sold und bezahlt sie aus eigenen Mitteln, wie er selbst, ohne irgendwo Zustimmung einholen zu müssen, mit einer Gemeinde oder einem Fürsten selbst abschließen kann.

Hat der Führer einer solchen Schaar, die manchmal recht schnell zu haltlicher Größe herangewachsen ist, größere Erfolge aufzuweisen, so kommt er durch Beute, Lösegeld aus den Gefangenen, Sold bald zum Wohlstand. Er kann beim Vertragsabschluss die günstigsten Bedingungen stellen, die man, da man seiner nöthig bedarf, zu bewilligen gezwungen ist. Oft erreichen die Gehälter der Kondottieri eine unglaubliche Höhe. Federico Montefeltro braucht sein Land nicht für seinen Haus- und Hofhalt, für seine Bauten zu besteuern; er bezahlt Alles von seinem Sold. Das Geld, das ihm seine Kondotten einbringen, kommt seinem kleinen Reich zu Gute und seine Unterthanen wissen Das wohl zu schätzen. Oft macht sich der Kondottiere noch auf irreguläre Weise bezahlt. Die Belagerung einer Stadt ist weniger eng und streng, wenn die Belagerten in den Säckel greifen und dem feindlichen Feldhauptmann die Hände mit Gold füllen. Diese freiwillige Kontribution ist noch immer besser als die erzwungene oder gar die Plünderung der eroberten Stadt: eine andere Möglichkeit für den Kondottiere, sich zu bereichern.

So häufen sie Gold zu Gold; und wie weit die Raubsucht geht, hat die berechtigte Satire bei Colleonio dargethan. Man hing seinem Denkmal in Venedig einen Sack um die Schulter und gab ihm einen Besen in die Hand: er war eben so berühmt durch sein Zusammenkehren der Beute wie durch seine Kriegsthaten. Da wird den Kondottieri also nicht schwer gemacht, sich die Gunst der Dichter und Gelehrten zu erkaufen und den Racen zu spielen. Diese poetische Gloriole mochten sie nicht entbehren, wenn ihnen auch sonst geistige Dinge oft fern waren und eine mehr als oberflächliche Bildung mangelte. Es gab unter den Kondottieri auch Leute, denen ihr wild bewegtes Soldatenleben keine Ruhe ließ, ein Buch in die schwertgewohnte Hand zu nehmen. Solche merkwürdige Rüchternheit geistigen Dingen gegenüber sieht man bei den ersten Sforza. Attendolo läßt sich allerdings Griechisch und Lateinisch für seinen Privatgebrauch überlesen, will sich wenigstens einen Schein von Wissen aneignen, kann aber keinen Brief schreiben, kaum eine Chiffre unter die von ihm diktierten als Beglaubigung setzen. Francesco, der erste mailänder Herzog aus dem Hause Sforza, steht Kunst und Wissenschaft fremd gegenüber, beschäftigt sich aber doch nothgedrungen mit ihnen, spendet, aber meist nur sparsam, seinen Lobrednern, so daß sie stets Hoffnung auf größere Geschenke haben und nicht etwa müthig die Hymnenharfe weglegen, und nützt wie ein kühler Geschäftsmann die günstige Konjunktur aus, in der sich schnell und billig zu hohem Ruhm kommen läßt. An Filelfo scheiterte allerdings des Sforza Neerbe: Niemand hat ihn so erfolgreich und lauernd zu schmeicheln verstanden wie Filelfo, der Städte und Fürsten in feinerer Weise, doch eben so harnächtig belagerte wie später Aretino, der vor ihm den Cynismus und die nicht zu überbietende Frechheit voraus hat.

Der gebildete Federico Montefeltro, ein Mann, der an allem Geistigen und Künstlerischen seiner Zeit stets Antheil nimmt, bedarf der Lobpreisungen der Dichter am Wenigsten. Bei ihm hatten sie keine Grausamkeiten, keine Charakterfehler durch ihre Hymnen zu verdecken. Freigiebig war er auch; sie brauchten ihn nicht erst anzuspornen. Wenn sie ihn rühmten, handelten sie ohne Interesse.

Sigismondo Malatesta, dem selbst sein erbitterter Gegner, Papst Pius der Zweite, nachjagen muß, er sei zu Allem, was er angriff, geboren, umgiebt sich an seinem kleinen Hof zu Rimini mit Gelehrten, Dichtern, Künstlern, deren Dienste er sich zu sichern strebt. Er ist völlig von dem Gedanken beherrscht, es stehe in ihrer Macht, ihm die Weihe der Unsterblichkeit zu geben. Ein schrecklicher Gedanke ist ihm, daß nach seinem Tode nichts mehr von ihm bleiben soll. Er will leben; noch in fernem Tagen soll man von ihm sprechen; Alles, Bildwerk von Rarmor und Bronze, Gemälde von der Hand der größten Meister, verfällt schonungslos der Zeit, doch das Wort, das mächtige Wort, von Ladel schmetternd, von Lob singend, klingend und sich dem Ohr einschmeichelnd, bleibt: darum ist er der Augustus von Rimini. Mehr als auf den Tempel, den er sich zum Preis, den Aönen zum Ruhm, mehr als auf seinen Festungspalast, den er sich zu Schutz und Wehr erbaut, vertraut er auf die Verse der Dichter, die mit livianischen und taciteischen Früchten garnirte Reichthümer der Gelehrten, die ihn rühmen. Sie schaffen seine Feldzüge zu großartigen Unternehmen um, die man, um ihnen gerecht zu werden, mit den Kriegen eines Trojan vergleichen muß; sie beschönigen Alles, die Kritik schweigt und ehrfurchtsvolle Anerkennung ist an ihre Stelle getreten.

Wie bei dem Malatesta, so ist es auch bei allen anderen Kondottieri. Hannibal, Scipio, Fabius Maximus werden zum Vergleich herangezogen und oft kom-

men die alten Helden dabei nicht glimpflich fort; auf ihre Kosten wird der Kondottiere erhoben. So entstehen die Ruhmgedichte, eine Sforziade, eine Feltria.

Die Schmeichelei setzt schon am Anfang ein. Ein Wädherr wird für ein Geschlecht konstruirt, dessen Ursprung sich mühelos bis auf den Stammvater nachgehen läßt, oft sogar noch in Aller Erinnerung ist. Jeder wußte, daß Altendolo in Rotignola geboren, seine Familie ehrbar, doch nicht adelig war, daß sein Vater und er selbst das Feld bearbeitet hatten. Trotzdem aber leitet man aus seinem zum Diminutio gewordenen Vornamen Nuzio schnell die Berechtigung ab, ihm zum Wädherrn den sagenhaften berühmten Nuzius Scaevola zu geben. Den Montefeltre ward Justinian, den Gonzaga Kaiser Lothar zum Stammvater beihert. Sigismondo ernannte für die Malatesta dazu Scipio Africanus.

So heißt es, sich durch einen Wust prunkhaften, leeren Ruhmes durcharbeiten, ehe man diesen Kondottieri ins Angesicht sehen kann, wie sie wirklich waren, wie sie ihre Mittel brauchten, was sie wollten und erreichten, ob sie Anspruch auf den Preis ihrer Zeit habrn, ob sie etwas Bleibendes schufen. Immer wieder erhebt sich also die Frage nach dem Menschen, nach der Persönlichkeit, die bei großen natürlichen und entwickelten Anlagen, bei günstigen Zeitumständen Alles vermag.

Zwei Jahrhunderte lang spielen die Kondottieri die tragenden Rollen; dann ist ihre Zeit abgelaufen. In diesen Jahrhunderten hängt aber von ihnen viel, manchmal Alles ab. Nicht die Fürsten und Päpste dieser Epoche sprechen das entscheidende Wort, sondern die Kondottieri, auf die die Soldaten eingeschworen sind und die ihre Macht natürlich stets im eigenen Interesse nutzen. Sobald Giangaleazzo Visconti gestorben ist, theilen sich seine Feldherren in sein Reich wie nach Alcauberts des Großen Tode seine Unterführer in das des Griechenkönigs. Jeder ercrast, so viel er kann. Jeder strebt nach einer eigenen Herrschaft.

So lange die fremden Söldnerschaaren die Oberhand hatten, dachten ihre Führer nicht daran, sich festhaft zu machen. Wozu brauchten sie Kasteile und Land? Manchmal nur nahmen sie es als Pfand für ausgebliebenen Sold ober, wenn sie es sich wider Recht angeeignet hatten, um Geld zu erpressen. Jetzt will Jeder Grundbesitz; die Soldaten mußten doch auch im Frieden zusammengehalten werden. Wenn die Kondottieri nicht von Haus aus eine Herrschaft hatten wie die Montefeltre, Malatesta, ließen sie sich für ihre Dienste bekehnen, kauften wohl selbst auch Schlösser und erhielten von ihren Soldherren Schenkungen von größeren oder kleineren Gebieten. Wer schon begütert war, strebte natürlich nach Zuwachs des Besitzes und gliederte seiner Herrschaft Stück um Stück an. Die Macht vererbte sich vom Vater auf den Sohn, dem nach dem Tode des Vaters die Soldaten folgten.

Als die Dinge sich so gestaltet hatten, ließ sich fast Alles durch die Kondottieri erreichen. Es geschah oft genug, daß ein von einer Stadt in Sold genommener Kondottiere, durch eine städtische Partei aufzufordert ober aus eigenem Entschluß, sich gegen sie wandte und zu ihrem Herrn machte. Man suchte sich, wenn man sie miethete, nach Möglichkeit dagegen zu sichern. Venedig trieb die Vorsicht am Weisesten. War nur ein Schalten von Verrath sichtbar, so ergriff die Serenissima die kräftigsten und zugleich heimlichstcn Gegenmaßregeln: Carmagnola ward zwischen den zwei rothen Säulen des Dogenpalastes als Verräther enthauptet. Und man weiß, wie Colicconi von Spionen umlauert wurde. Eines von seinen Soldaten geliebten Kondottiere mußte man sich sehr vorsichtig bemächtigen, wollte man nicht sein Heer gegen sich empören. Zwischen Armece und Feldherren bestand

oft ein rein patriarchalisches Verhältniß. Als nach dem Tode Tartoglias, den Attenbolo überfallen und nach willkürlichem Richterpruch aus Schaffot geschickt hatte, seine Soldaten Attenbolo schwören sollten, weigerten sie sich, obwohl sie einen höheren Sold und alle möglichen Rechte erhalten hätten, und gingen zum Feind über. Stellte man es gar so stump an wie König Ladislaus von Neapel, der Braccio da Montone fassen wollte, so entging Einem natürlich der schon sicher geglaubte Fang. Dazu bedurfte es einer Gabe der Verstellung, wie sie Cesare Borgia besaß, der all seine aufständigen Kondottieri zu Sinigaglia auf einmal fing.

Wollte ein Soldnerführer den Eid der Treue brechen, so gab es, wenn er sich nicht durch Rücksicht auf seine Familie gebunden fühlte, keinen Weg, seine Möglichkeit, ihn zu hindern. Deshalb mußte er oft Weib und Kind als Geißel dem Soldherrn lassen, damit Der eine Waffe gegen ihn in der Hand hatte.

Den Staaten Italiens mochten die Kondottieri und ihre Heere als notwendige Uebel erscheinen, mit denen man sich nun einmal abfinden mußte. Für das Land selbst hatte sich nichts geändert. Brach die Bestie in einer Kondottierinatur durch, wie bei Jacino Cane, als er in Pavia einritt, dann ward genau so grausam gequält und schouanglos geplündert wie einst von den fremden Soldnerschaaren. Der Trost, daß es Landsleute waren, die so hausten, war für die von den Gräueln Betroffenen doch sehr bürftig. Und bei solcher Eroberung oder Einnahme der Stadt ließ sich oft das disziplinierte Heer nicht zügeln. Der Sold war nicht unmaßig groß und die Mannschaft spekulierte stark auf Extravergütung, wie sie sich ihr bei außergewöhnlichen Gelegenheiten bot. Die Truppen waren auf Ganze, Halbsold und Wartegeld geworben. Wie die Soldaten zu den Kondottieri in verschiedenem Verhältniß standen, so gestaltete sich auch der Vertrag, den der Soldherr mit dem Kondottiere schloß, je nach den für beide Theile in Betracht kommenden Umständen. Der Vertrag ward für eine bestimmte Zeit von Jahren oder Monaten geschlossen. War er abgelaufen, so mußte der Kondottiere noch eine Weile warten, ob er erneuert würde. Gesah Das nicht, so war er frei; doch durfte er während einer bestimmten Frist gegen seinen Soldherrn nicht kämpfen. Daß man sich in der Praxis an solche Klauseln nicht hielt, ist durch viele Beispiele erwiesen.

Gesah es dem Kondottiere aus irgend einem Grunde nicht länger bei seinem Herrn, bot sich ihm größeres Gehalt, reichere Beute, so ging er ohne Rücksicht auf seinen Vertrag zum Feinde über. Deshalb fiel die Ehrlichkeit und Treue Federicos Montefeltros auf, während die Treulosigkeit Sigismondos Malatesta berüchtigt war.

Der Kondottiere erhielt ein bestimmtes Gehalt für das Jahr oder die im Vertrage bezeichnete kürzere Zeit und hatte dafür eine bestimmte Anzahl Truppen, Reiter, Fußsoldaten und so weiter, zu stellen. War er ein berühmter Kriegsmann, so ward ihm wohl die Musterung erlassen; sonst wiesen die damit betrauten Beamten des Staates oder des Fürsten, der den Kondottiere geworben hatte, jeden schlecht bewaffneten Mann, jedes untaugliche Pferd unnachsichtig zurück. Alle sechs Monate war Generalinspektion. Jeder Offizier, jeder Gemeine hatte sich dann einzufinden, wollte er nicht eine tüchtige Strafe zahlen oder gar ausgestoßen werden. Diese Musterung war sehr streng; Mann und Pferd, die ohne Angabe der Gründe als minderwerthig oder schlecht im Stande bezeichnet wurden, mußten vom Kondottiere in einer bestimmten Zeit durch brauchbares Material ersetzt werden. Für alle Vergehen, deren sich der Soldat schuldig machen konnte, gab es Geldstrafen. Alles war vorausgesehen und tagirt, die Beamten ließen nichts durchgehen und so

bildeten diese Bußen im Budget jedes Staates einen ganz erheblichen Posten. Dreimaligem Rückfall folgte die Ausstoßung. Wie die Vergehen, so waren aber auch die Verdienste abgeschätzt; es gab einen Tarif der Gratifikationen und jeder Leistung entsprach ein bestimmter Geldsag.

So lange die fremden Söldnerscharen florirten, vermochten natürlich ihre Anführer nicht mit Verbesserungen und Neuerungen in der Bewaffnung durchzudringen. Erst unter Alberico da Barbiano wurden sie möglich: er gab den Helmen seiner Lanzkrieger ein Visier, dem Kopspug der Pferde die scharfe Stahlspitze, führte die bis zum Knie der Pferde reichenden Orden aus gegerbtem Leder ein, mit denen halb großer Luxus getrieben ward und die von berühmten Meistern mit Schildereien bemalt wurden; er machte auch den Ringtragen obligatorisch.

Fra Moriale hatte bereits dem Söldnerwesen bestimmte Regeln gegeben; nach seinem Tode ersehten neue, den veränderten Verhältnissen angepasste die alten. Wollte man Söldner anwerben, so wählte das Gemeinwesen einige Bürger, die die Leute zu sammeln und zu verpflichten hatten. Ehe man den Söldner in die Liste schrieb, hatte er den Eid der Treue und des Gehorsams zu schwören. Angeworben ward in Masse, in Häuflein, in Haufen. Später kam in der Regel der Kondottiere gleich mit seiner ganzen Armee. Nach seinem Ruf schloß man auf den guten Stand seines Heeres. Der persönliche Kredit überwog. Ein Kondottiere brauchte kein Bataillon zu haben und konnte getrost einen Vertrag auf zwanzig Regimenter abschließen. Wenn er die Werbetrömmel rühren ließ, strömten, durch seinen Namen und Ruhm gelockt, die Leute in Massen ihm zu: er vermochte wirklich ein Heer aus der Erde zu stampfen. Hielt der Kondottiere auf Pünktlichkeit in Geldsachen wie Attendolo, so konnte er bei den großen Bankiers selbst nach schweren Niederlagen eines unbeschränkten Kredites gewiß sein: er konnte, wollte er nicht in Sold gehen, auf eigenes Risiko ein kostspieliges Unternehmen wagen. So wie er spekulirte seine Geldgeber: gelang das Geschäft, dann war der Nutzen für beide Theile groß. Zielte er nicht auf fürstlichen Besitz, so vergab er sich und die Seinen an den Meistbietenden. Es war eben ein Geschäft, während der Krieg eine Kunst war. Man wollte mit möglichst geringen Opfern die größten Vortheile erlangen, mit den geringsten Mitteln den höchsten Eindruck machen. Die Soldaten wurden sorgsam gehalten als das kostbare Material, auf dem die Macht der Kondottiere beruhte, der ganze Bau ihres Wesens. Große Schlachten werden geschlagen, in denen kaum zwei- bis dreihundert Soldaten fallen. Wo Machiavelli auf solche Kämpfe trifft, macht er sich über sie lustig, oft mit Recht; doch manchmal führt ihn seine Verachtung bis zur Fälschung, so wenn er von der Schlacht von Jagonara, die nach allen Berichten sehr blutig war, schreibt: „Und bei dieser Niederlage, die durch ganz Italien berühmt ward, fand Niemand den Tod als Lobovico d'Obizzi mit Zweien der Seinen, die vom Pferd fielen und im Schlamm erstickten.“ Eine kunstgerechte Taktik, die auf der Schonung der menschlichen Kräfte beruht, bildet sich aus. Es giebt Spezialisten des Rückzuges, des glänzend gebedeten Anmarsches, Kondottieri, die ihre Stärke in der Befestigung, in der Auswahl oder im Aufschlagen des Lagers haben, solche, die ihre Kunst beim ersten Angriff, und andere, die sie erst auf der Höhe der Schlacht zeigen. Aus diesen mannichfachen Kunstübungen kann man einen Rückschluß auf die Individualität des Kondottiere wagen. Hier zeigt er sich als Den, der er ist.

Dr. Alfred Semrau.

Tunis.

Die Regenschicht Tunis nimmt als kulturpolitisches Gebilde die Mitte ein zwischen dem unerbittlich intransigenten Marokko und dem völlig kolonisierten Algerien. Die europäische Civilisation hat dort nicht, wie in den algerischen Provinzen, die islamische verdrängt, sondern sich eher friedlich neben ihr ausgebreitet, während sie im rauhen Marokko noch um Anerkennung ringt. Die Franzosen haben sich mit einem (wenn auch weitgehenden) Protektorat begnügt und so den Tunesiern eine gewisse Selbstverwaltung und vor Allem eine Erhaltung ihrer Religion und Gesellschaft zu verbürgen behauptet. Ob man Recht hatte, gerade bei einem so unfriederischen und eigentlich wehrlosen Volk, wie es die Tunesier sind, diese milde Großmuth walten zu lassen, werden erst die späteren Schicksale dieses Landes erweisen; jedenfalls läßt sich schon jetzt konstatiren, daß die Umgestaltung des Landes sich fast ausschließlich in der Wirthschaft zeigt, während die geistigen Interessen der Bevölkerung auf einem unverändert mittelalterlichen Niveau geblieben sind. Und selbst die Segnungen des materiellen Aufschwunges sind nicht auf die mohammedanischen Eingeborenen, sondern lediglich auf die Koloniatoren selbst und besonders auf die sehr zahlreichen einheimischen Juden gefallen. Diese, bis zur französischen Okkupation völlig verachtet und unterdrückt, haben sich rasch an das neue Regime gewöhnt und bald, durch keinerlei religiöse Traditionen beengt, die europäische Kultur en bloc angenommen. Wenigstens äußerlich; in ihrer inneren Organisation sind sie nationaler und ausschließlicher als alle Andern geblieben. Sie beherrschen das Geschäftsleben, in dem früher die Italiener die erste Stelle einnahmen, und viele von ihnen sind in kurzer Zeit zu großem Reichthum gelangt.

Die Handwerke und Industrien der Kabrer haben durch die Einführung europäischer Fabrikzeugnisse sämmtlich gelitten; einige sind schon ganz ruiniert. Besonders kläglich steht es um die einst so blühende kunstgewerbliche Thätigkeit der Tunesier und man darf der Regierung den Vorwurf nicht ersparen, daß sie, trotz gelegentlich laut gewordenen Beschwerden einsichtiger Franzosen, das orientalische Kunsthandwerk nicht kräftig genug gegen die billigere importirte Schundwaare geschützt hat. Betritt man jetzt das Innere eines arabischen Wohnhauses, so erblickt man nichts als glänzenden abendländischen Tand und Fätscher, Alles höchst geschmacklos zusammengewürfelt: gebredliche Möbel in möglichst barockem Stil, Spiegelchränke, Kofelohren und Standgläser, allerlei ordinäre Nippesfiguren und widerlich bunte Delbrude, meist Reklamen für Seife, Bier oder Cigaretten, als Wandschmuck.

Die Handwerker müssen, wollen sie nicht überhaupt verhungern, ihrer Eigenart entsagen und dem neuen Geschmack Rechnung zu tragen suchen; gegen Juden und Europäer können sie aber niemals konkurriren. So muß sich die arbeitende mohammedanische Bevölkerung, trotz ihrem Fleiß und ihrer Leistungsfähigkeit, zu der Rolle des Proletariates bescheiden; und unter diesen Umständen müssen natürlich die verbürgten Privilegien der Religion, des Rechtes und der Sitte bei dem sich selbst und seiner Unwissenheit treu gebliebenen Volk um so höher bewerthet werden, je mehr es ihretwegen materiell zu leiden hat. Daher stammt die scharfe Scheidung der mohammedanischen von der französischen Gesellschaft. Zwei Civilisationen bestehen neben einander, ohne einander dicht zu berühren. Zwar sieht es, wenigstens in der Hauptstadt, so aus, als ob die Mehrzahl der Beamten arabischer Herkunft und

besonders der *hoi des Bey* so gut wie französisch geworden sei; aber Das ist rein äußerlich „pour le besoin de la cause“; man weiß auch, daß viele Beamte, wenn kaum die Dienststunden vorüber sind, den fränkischen Rock ablegen und aus den unbequemen Heisenbeinen schlüpfen, um, mit Kandura, Burnus und Pantoffeln angehan, das maurische Kaffeehaus aufzusuchen. Die große Masse vollends hat sich, von einzelnen praktischen Bedürfnissen abgesehen, in keiner Weise verändert; auch ihre Frömmigkeit hat (ganz im Gegensatz zu Algerien) durch die Macht der Ungläubigen durchaus nicht gelitten. Die Zustände, die ihrem Fanatismus gemacht werden (strenges Verbot für Europäer, die Moscheen, Patronkapellen, Kirchhöfe zu betreten) werden sich vielleicht einmal rächen. Denn alle Kultur bei den Mohammedanern ist im letzten Grunde Religion, und so lange man dieser nicht zu Leibe geht, kann man das Volk nicht europäisieren oder modernisieren.

Die Kultur hemmende Kraft des Islam ist wiederholt erkannt und erwiesen worden; und doch schont man überall gerade ihn; man hungert das Volk durch europäische Geldwirtschaft aus, aber man läßt ihm seinen orientalischen Glauben, der es stets verhindern wird, sich gegen materielle Ausbeutung zu sichern. Der mohammedanische Fatalismus läßt keine geschäftige Aktivität zu. Allah sügt Alles, der Mensch hat nur abzuwarten. Mag kommen, was will: „Mektubi!“ So stand geschrieben. So verhängnisvoll diese Seite des Islam für seine Gläubigen selbst, so gefährlich ist eine andere für die Eroberer: das Wesen des Ungläubigenhasses. Der Fremde, der auf einer Mittelmeerreise, in Tunis einen kurzen Aufenthalt nimmt, macht sich gewiß Illusionen über die Loyalität der so freundlichen und höflichen Burensträger; und vor dem Europäer, der mit ihm den selben Boden bewohnt, nimmt sich der Eingeborene wohl in Acht, denn er weiß, daß der Weiße der Stärkere ist und daß man ihn nicht ungestraft beleidigt; aber wer unbemerkt unter dem Volk lebt und unauffällig umherhört, wird manches Urtheil, manche Redensart aufsitzen, die ihm ernstlich zu denken geben.

El-Bekri, ein arabischer Schriftsteller, der im elften Jahrhundert nach Christus eine Beschreibung Nordafrikas verfaßte, sagt von den Tunesiern, „die Niedrigkeit der Gesinnung“ sei ihre „hervortretendste Charaktereigenthümlichkeit“. Vielleicht hat der alte Gelehrte ein paar unangenehme Erfahrungen übertrieben; die Zeit mag auch das Uebrige gethan haben. Aber ich kann nicht leugnen, daß ich einige Wahrheit in seinem Urtheil finde. Die Tunesier sind unehrlich und oft gewissenlos; sie sind friedlich aus Schlaueit, fast feig: ihre Waffe ist die Verstellung. Ist es nicht bezeichnend, daß alle Wadenwächter, Kusscher, Hüter in Tunis Marokkaner sind? Der Marokkaner ist grob und kriegerisch, aber ehrlich und treu wie Gold.

Der Europäerhaß, den der feine und glatte Araber von Tunis unter einer zuvorkommenden Höflichkeit verbirgt, findet dennoch manchmal seinen drastischen Ausdruck. So hört man oft, wenn zwei Eingeborene einander mit Schimpfwörtern überhäufen, denen selbst der fluchstiefste Ungar nicht gewachsen wäre, ein zwischen den Bahnen hervorgestoßenes „Kofor bon Kofor“ (Ungläubiger eines Ungläubigen); und wenn der Koslem sein ganzes Vokabular schon über seinen Glaubensgenossen ausgesprochen hat, dann zieht er wohl noch den letzten Trumpf hervor, die gefährlichste und herausforderndste Beleidigung: „ja Romi!“ Du Christ! Was immer gleichbedeutend mit „Europäer“ ist. Am Meisten verräth der Araber seine Gefühle in Höflichkeitsbezeugungen. Das System der Grußformeln und Etiquetteausdrücke ist

so fein abgestuft, daß man, wenn man mit den Sitten und der Sprache vertraut ist, leicht den Grad von Schätzung ermessen kann, dessen man sich im einzelnen Fall erfreut. Der Eingeborene, der den europäischen Bekannten mit freundlichem Lächeln und lauter Freude über das Zusammentreffen begrüßt, beweist damit, wie wenig er ihn ehrt; einem Freund oder Glaubensbruder begegnet man ernst und feierlich; denn, sagt die Volksweisheit, „es ist doch wirklich nichts Komisches darin, einen Freund zu treffen.“ Eben so wenig schmeichelhaft ist es, wenn der gute Bekannte seinen Grußformeln ein anscheinend sehr höfliches „Ja rumi“ hinzufügt oder wenn er unterläßt, nach dem Händedruck seinen eigenen Zeigefinger zu küssen, es sei denn, daß er sich ganz fränkischer Gewohnheiten befleißigt. Ist man in einer Gesellschaft von Arabern, etwa im Kaffeehaus, so passiert es wohl, daß ein eintretender alter Ruder statt des üblichen „Es-salam alikum“ (Das Heil sei auf Euch) die Umschreibung „Das Heil sei auf den Deuten meines Glaubens“ wählt; ist man schlagfertig, so wird man ihn mit einem „Heil auf mir“ zurecht weisen. Viele sehen nicht gern, daß man ihre Heiligen Bücher oder Schriften in die Hand nimmt oder lieft; Manchen ist es schon peinlich, einen „Rumi“ arabisch schreiben zu sehen, weil „Allah“ und „Mohammed“ dabei vorkommen könnten. Mir selbst ist einmal ein nettes Geschichtchen passiert. Ich schrieb im Postbureau einen Brief. Neben mir saß ein Araber, der nicht ohne Schwierigkeiten ein Sendschreiben verfaßte, dessen Zeilen immer bedenklichere schiefe Ebenen bildeten. Als er nach vollbrachter That erleichtert aufatmete, mußte er nicht, wie er sich zu dem Briefumschlag verhalten sollte. Der Dolmetsch war abwesend, also wandte er sich an mich: „Verstehest Du Arabisch?“ „Ja!“ „Wilst Du mir diesen Brief französisch adressiren?“ „Gut; sage mir die Adresse“; und da ich wußte, wie umständlich die Orientalen in solchen Sachen sind, nahm ich ein Stück Papier und schrieb zunächst arabisch nieder, was er mir sagte. Die übliche fromme Einleitung: „Wird gelangen, so Gott will, in die Hände des Herrn Mohammed ben Abderachmann und so weiter in der Stadt Tunis, Straße so und so. Amen.“ (Die Tuniser halten auch die Post für ein göttliches Wunder). Ich übertrug die Adresse in die übliche Schrift, zur Verwunderung meines Nachbarn, dem nicht in den Kopf wollte, wie man arabisch und heidnisch schreiben könne; ihm schienen Das zwei Dinge, die einander ausschließen. Befriedigt trug er den Brief in den Kasten und ich schrieb weiter an dem meinen; mehrmals sah ich ihn noch nervös um mich herumlaufen, als ob er Etwas vergessen hätte; dann stürzte er sich plötzlich auf das Papier, auf dem ich arabisch die Adresse notirt hatte, strich mit zwei energischen Zügen die Worte „Allah“ und „Mohammed“ durch und verschwand. So hatte er die Entheiligung der Namen Gottes und des Propheten durch die Hand eines Christenhundes verhütet. Spricht aber die naive Handlung dieses Braven nicht Hände über die Intoleranz seines Glaubens?

Ein anderes Mal sah ich einen arabischen Maurergesellen in heller Wuth über seine italienischen Kollegen, die sich den Scherz erlaubt hatten, ihm während seines Mittagsschläfchens die Scheschija mit einem europäischen Hut zu vertauschen. Er drohte, Den umzubringen, der es gewagt hatte, ihm den „verfluchten Christenhut“ aufzusetzen. Der Hut, das Kennzeichen des Rumi, ist überhaupt allgemein der Gegenstand einer leidenschaftlichen Verachtung.

In Tunis haben die Eingeborenen mehr Freiheit als die Beherrscher des Landes. Alle Thore, die den Europäern geöffnet sind, stehen auch dem Araber

offen. Der aber sperrt seine. Von den religiösen Orten war schon die Rede. Der Ungläubige, der durch eine offenstehende Hausthür einen Blick in den Hof der arabischen Behausung zu werfen wagt, hat einen lauten Lärm, unzählige „Barra!“ (Hinaus!) und längere Verfolgung durch die Insassen zu erwarten. Aus maurischen Bädern wird man oft durch das bedrohliche Gekrumm der gläubigen Badegäste fortgeekelt; ähnlich geht es Manchem schon in Kaffeehäusern und anderen öffentlichen Lokalen. Die meisten Fremden merken nur nicht, daß sie Steine des Anstoßes sind, weil ihnen Worte und Gesten entgehen. Aus Gründen der Sicherheit ist den Europäern untersagt, die einheimischen Prostituirten aufzusuchen; sie würden riskiren, totgeprügelt zu werden. Die Europäer haben leider nicht solchen Kaffeestolz; ihre Frauen und Töchter zeigen nur zu oft ein „faible“ für exotisches Gefindel. Touristinnen schwärmen manchmal für „orientalische Erlebnisse“ dieser Art.

Die Tunesiser sind noch lange nicht an europäische Kultur gewöhnt; die Schuld daran trägt der Islam. Das hat auch die jüngste Bewegung eingesehen, die unter den gebildeten Eingeborenen um sich greift und zu ähnlichen Zielen hinstrebt wie die jungtürkische und die ägyptisch-nationale. Sie richten sich vor Allem gegen die Koranreligion und die damit verbundene soziale Starrheit, aber auch (man täusche sich nicht darüber) gegen die Fremdherrschaft. Eine allgemeine Aufklärung muß Ideen fördern, die den Beherrschern des Landes nur unbequem sein können; vielleicht hat deshalb die französische Regierung Glauben und Wissen der Tunesiser unangetastet gelassen. Aber sie ließ ihnen auch nationale Hoffnungen und kann ihnen nationale Ideale nicht nehmen. Man darf sich durch Schönfärberei nicht täuschen lassen: bis zum Sieg europäischer Kultur ist es in Tunis noch weit.

Algier.

Dr. Ernst Kühnel.



Kreditreform.

Das Wort „Kreditreform“ hat einen üblen Beiklang. Man denkt dabei an Inkassogeschäfte und ähnliche Unternehmungen, die sich mit dem Eintreiben fauler Forderungen befassen. Trotzdem giebt's keine bessere Bezeichnung für die Gesamtheit der Bestrebungen, die auf eine Vermehrung der Möglichkeiten, risikofreien Kredit, im weitesten Sinn, zu gewähren, gerichtet sind. Der Präsident der Preussischen Centralgenossenschaftskasse, Dr. Karl Heiligenstadt, hat neulich gesagt, wie er sich eine Vermehrung der liquiden Mittel denkt. Zweifellos richtig ist ja, daß die Bevölkerung und der Wirtschaftsumfang in Deutschland rascher gewachsen ist als das Betriebskapital; nicht so unwiderleglich scheint mir aber die Behauptung, daß die Störung des Geldmarktes von den Kreditbanken herrühre, die aus ihren fremden Geldern (Kontokorrentkreditoren und Depositen) nicht reichlich genug für den Geschäftsbetrieb Kredit geben. Heiligenstadt weist auf die Thatsache hin, daß die Summe der Kreditoren und Depositen bei den Großbanken sich in der Zeit von 1896 bis 1906 von 1357 auf 3345 Millionen, also um 146 Prozent, erhöht habe, während die Anlagen in Bar, Wechseln und Lombardforderungen sich von

50 Prozent in den Jahren 1886 bis 1895 auf nur 37 Prozent in der Periode 1896 bis 1905 verringert haben. Hier ist aber gerade der Posten weggelassen, der allein erkennen läßt, in welchem Umfang die großen Finanzinstitute den Kreditansforderungen genügt haben; die Debitoren. Wenn man den von den Berliner Großbanken ausgewiesenen Betrag an Debitoren mit der Summe der fremden Gelder vergleicht, so sieht man, daß die Banken nicht zu wenig, sondern zu viel Kapital ausleihen und deshalb von Jahr zu Jahr weniger liquid werden. Statt der erwähnten 37 Prozent in Bar und Wechseln müßte man die mehr als 70 Prozent Debitoren nehmen, um ein richtiges Bild von dem Umfang der von den Banken gewährten Kredite zu bekommen. Wenn der Reichsbank 2 Prozent der fremden Gelder bei den Banken als Barreserven zugewiesen werden, so wird die Leistungsfähigkeit der Kreditinstitute gemindert; allerdings zu Gunsten der Reichsbank, die ja immer unsere vornehmste Kreditanstalt bleibt. Ein Erfolg aber wäre damit nicht verbürgt; denn die Banken werden sich für die ihnen entzogenen Kapitalien dadurch schadloß halten, daß sie selbst den Kredit der Reichsbank in Anspruch nehmen. Das gäbe einen *circulus vitiosus*, aus dem die Reichsbank mit einer erheblichen Mehrbelastung an Wechselmaterial hervorginge. Die Wechselreichtungen sind ihr bedenklichster Posten. In diesem Jahr halten sie sich andauernd auf höherem Niveau als im Jahr 1906; nicht nur, weil so viele neue Wechsel einlaufen, sondern auch, weil die Valuten nicht rechtzeitig eingehen. Die Reichsbank soll sich in letzter Zeit öfter mit Abschlagszahlungen bis zu 10 Prozent hinunter begnügt haben. Solche (durch die schwierige Gelddbeschaffung bewirkte) Verlegenheiten warnen doch wohl vor dem Versuch, der Reichsbank noch einen Theil des Kreditgeschäftes der Großbanken auszuladen. Der Gedanke, die Reichsbank zu einem großen Sammelbeden flüssigen Geldes zu machen, ist ja verlockend; verzinst daliegendes Kapital wird aber dem Betrieb entzogen; und diesen Zustand können wir heute nicht wünschen. Die Beschleunigung des Kapitalumschlagprozesses durch eine Ausgestaltung des Depositen- und Checkwesens ist das wirksamste Mittel zu besserer Befriedigung der Kreditbedürfnisse. Das Geld wird durch den Kredit gebunden; so lange es frei ist, dient es ihm eben nicht. Wer die Befriedigung des Kreditbedürfnisses erleichtern will, darf nicht stets nur an die Fälligkeit des Sammelbedens denken.

Die Banken, sagt man, geben „leichtsinnig“ Kredit. Früher hieß es, sie sorgten zu wenig für die Befriedigung der Kreditansprüche; jetzt wird ihnen vorgeworfen, daß sie sich die Leute nicht scharf genug ansehen. Man darf an der Berechtigung des Vorwurfs zweifeln. Nicht alle Institute haben über so reichlich zufließende Depositengelder zu klagen wie die Deutsche Bank; andere möchten gern in solche Klage einstimmen. Manche Depositenkassen, deren Spiegelscheide in goldenen Lettern die Höhe des Aktienkapitals und der Reserven kündet, sieht im Lauf eines Tages nicht viele Gäste. Da entschließt man sich mitunter wohl zu bedenklichen Kreditgeschäften; die Wirkung solcher Gelegenheitsfehler reicht aber nicht weit, wenn das Geschäft im Ganzen gut geführt wird. In Berlin ist ein Waarenhaus in Konkurs gerathen, nachdem eine Holzfirma das Zeitliche gesegnet hatte. Beide Geschäfte hatten einander brüderlich mit Accepten ausgeholfen; aber die Wechselreiter gehören zur leichtesten Kavallerie und halten nicht lange aus. Die beiden Zusammenbrüche konnten sich auch in jeder anderen Stadt ereignen; in Berlin giebt man sie als typische Erscheinungen leichtsinnigen Kreditnehmens und vorurtheilsofer Kreditgewährung aus. Das Waaren-

haus Pfingst, das sechshundert trauernde Gläubiger hinterließ, stand vom ersten Lebenstag an auf schwacher Grundlage. Die Lieferanten kreditiren gern, namentlich von der Provinz aus nach Berlin („da geht ja jedes Geschäft!“); kein Wunder also, daß die kleinen Waarenhäuser wie Pilze aus dem berliner Boden schießen. Den Großen wollte man an den fetten Leib und beschloß drum die Waarenhaussteuer. Die geheißen aber prächtig; die Steuer (ein Bazartyrann hat's neulich in aller Seelenruhe ausgeplaudert) wälzen sie still auf die Fabrikanten ab. Die kleinen Unternehmer, die vielleicht geglaubt hatten, der Fiskus werde sie in Gnaden fördern, gehen vor die Hunde. Fiskalische Kurpfuscherei verdient nicht mehr Lob als die Mängel des Kreditwesens.

Im Sommer wurde einmal die Möglichkeit der Diskontirung von Buchausständen erörtert. Da man Werthpapiere und Waaren lombardirt und Wechsel escompirt, könnte man auch an die Verwerthung der Buchforderungen denken. In Oesterreich bestehen mehrere Genossenschaftsbanken, die nur diesem Zweck dienen und deren Wirken als nützlich anerkannt ist. Genossenschaftler können nur ins Handelsregister eingetragene, solvente Kaufleute sein, die als Antheilhaber das Kapital der Bank aufbringen. Die Bank läßt sich die Forderungen ihrer Mitglieder zur Einziehung cediren und gewährt auf die Außenstände 80 Prozent des Gesamtbetrages; 20 Prozent bleiben als Reserve stehen, bis der volle Schuldbetrag eingegangen ist; außerdem haften Gläubiger und Schuldner gemeinsam für die diskontirte Forderung. Verluft kann die Bank dabei nicht erleiden; fraglich ist nur, ob auf diesem schmalen Weg die Herbeischaffung der Betriebskapitalien zu erleichtern ist. Viele Geschäftsleute werden sich sagen: „Wenn wir all die Bedingungen erfüllen könnten, die uns die Genossenschaftsbank auferlegt, dann brauchen wir sie gar nicht.“ Bei uns sind die Versuche mit Kreditgenossenschaften in engem Rahmen geblieben. Da leisten die Institute recht Gutes; wenn man aber von Kreditbanken spricht, meint man die Aktienbanken, die eigentlichen Träger wirtschaftlichen Credits. Gegen die Wirksamkeit des erwähnten Vorschlages spricht aber noch ein besonders gewichtiger Umstand: die mangelhafte Regelung der Zahlungen, für die gerade der Fall Pfingst ein Beispiel bietet. Die Konkurrenz steigert sich. Bankcredit ist schwer zu haben: da muß der Lieferant dem Kunden möglichst lange Zahlungsfristen gewähren. Wenn der Kunde leichter Credit bekäme, könnte er den Fabrikanten rascher bezahlen. Der Detailist ist heute auf das Entgegenkommen des Lieferanten angewiesen. Dem aber bleibt gewöhnlich keine Wahl; soll er zusehen, wie der Konkurrent, der außer dem Waarencredit vielleicht noch bares Geld giebt, den Kunden wegschnappt? Solche Geschäfte werden besonders oft mit Gastwirthen gemacht, deren Kreditwesen ein nettes Kapitel füllen würde. In einer großen Stadt, die von frühlichen Selbwohler bewohnt ist, giebt es hundertwunder Bäder, die zum großen Theil schlechte Zahler sein sollen. Um ihre Waare loszumerden, liefern sie den Gastwirthen zu den „allercoolantesten“ Bedingungen; sie selbst aber verlangen von den Wehllieferanten unbegrenzten Credit. Eine Mühle, die eine große Anzahl solcher Abnehmer hat, kann ihre „Außenstände“ doch nicht diskontiren. Verwerthbare Außenstände müssen absolut sicher sein. Ob es möglich wäre, die Zahlungsfristen allgemein zu begrenzen, ist zweifelhaft. Heute wagt man kaum, einen säumigen Zahler zu mahnen; man fürchtet, den Kunden zu verlieren. Die Risikoprämie trägt immer der pünktliche Zahler; ihm wird oft angerechnet, was an den schlechten Zahlern verloren worden ist. Schlimm ist, daß reiche Firmen, im Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit, den Lieferanten über Gebühr lange auf

Bezahlung warten lassen. Die Verwerthung von Buchausßenhänden wäre auch deshalb schwierig, weil der Kaufmann, der zu diesem Mittel griffe, sich leicht diskreditiren könnte. Er muß dem Kunden in irgend einer Form mittheilen, daß die Zahlung nicht an ihn, sondern an irgend eine Bank oder andere Stelle zu leisten sei; und der Schuldner denkt sich dabei: „Aha, der K braucht Geld.“ Das spricht sich dann herum und macht dem Geschäftsmann Unannehmlichkeiten. Wäre die Diskontirung von Außenhänden in Deutschland eingebürgert, wie die Verwerthung von Wechseln, dann fiel der einzelne Fall nicht mehr auf. Heute aber macht es sogar einen schlechten Eindruck, wenn Jemand sich auf „Kundenwechsel“ Geld zu beschaffen sucht. Viele Gelbleute weisen diese Tratten überhaupt zurück, weil sie meinen, daß Kunden, die Dreimonataccepte geben, und Lieferanten, die sich solche Wechsel ausstellen lassen, keine Prima-Sicherheiten bieten. Daß man dabei aber sorgsam untersuchen muß, ist klar; auch angesehenere Firmen wählen ja oft diese Zahlungsweise. Die Bedenken zeigen aber, welche Vorurtheile die Reorganisation des Kreditwesens, die Manche für so einfach und leicht hält, zu überwinden hätte.

Von dem Immobiliarkredit, dessen Auswüchse doch so sichtbar sind, sprechen die Reformatoren gar nicht. Und Berlin liefert doch lehrreiche Beispiele. In der Zeit der Geldtheuerung wuchsen die Provisionen, die für die Vermittlung von Hypotheken und Baugeldern gezahlt werden, ins Unermännliche; man hört sogar, daß Direktoren einzelner Versicherungsgesellschaften sich besondere Vergütungen von Entleihern zahlen lassen. Auch soll die Herteingabe von Grundstücken wieder sehr beliebt sein. Auf diese Weise wird man alte Ladenhüter los. Wer, zum Beispiel, 300 000 Mark Baugeld sucht, bekommt 200 000 Mark bar und einen Bauplay, der ihm mit 100 000 Mark angerechnet wird, für den er aber, im günstigsten Fall (wenn er nämlich einen Käufer findet), nicht den dritten Theil des „verrechneten“ Betrages erzielt. Baufirmen, die nicht sehr fest fundirt sind oder solvente Geldgeber hinter sich haben, können unter solchen Bedingungen natürlich nicht bestehen; und man fürchtet, daß auf dem berliner Baumarkt noch manches Opfer fallen wird. Um den Kredit zu erleichtern, greift man nach allen erreichbaren Mitteln. Auch eine Hausbesitzerbank ist gegründet worden. Gerade in Berlin und in seinen Vororten fehlt aber auch jetzt nicht an Hypothekencapital. Der Jahresbericht des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für Privatversicherung konstatirt, daß der weitaus größte Theil der Darlehen, die dem Aufsichtamt unterstehende Versicherungsgesellschaften im Jahr 1906 bewilligt haben, auf Berlin und dessen Vororte entfällt: nämlich 223,50 von 313 Millionen. Auch wird darauf hingewiesen, daß in Berlin mehr als anderswo die Geldgeber einander überbieten und daß es dadurch oft zu Ueberbeleihungen kommt. Der Grundstückwerth steht vielfach in argem Mißverhältniß zu der Beleihung. Dagegen hat man bis heute kein Mittel gefunden. Zuverlässige Grundstückstagen scheinen noch immer unerreichbar. Und doch sollte die Reform des Immobiliarkredites eigentlich nicht schwerer durchführbar sein als die jedes anderen Kredites. Der Konkurrenzkampf verrückt die Grenzen zwischen Gläubiger und Schuldner; und da wir den Wettbewerb nicht entbehren können, bleibt statt unnützlichem Experimente nur die Hoffnung, daß der Kreditgeber besser prüfen lerne, bevor er sich bindet. Wer nur sicheren Leuten Kredit giebt, kommt ohne Reform aus. *La o n.*

Max Marcus & Co., Bankgeschäft

Kuxenabteilung
Abteilung für
Actien ohne
Börsennotiz.

BERLIN NW. 6, Luisenstrasse 36.

Kommanditirt von S. H. Oppenheimer jr, Hannover.
Essener Niederlassung: Münzesheimer & Co. Ständige Vertretung an den Börsen: Berlin, Hamburg, Essen, Düsseldorf. Telegr.-Adr. Berlin u. Essen Bergwerkswerte, Hannover Oppenheimer jr. Telefon Berlin Ami IIIa 4120, 4121, 4122. Essen 39, 313 1013 Hannover 55, 2046, 2614.

Specialabteilung für Kolonialwerte.

| | (unt. Vorb.) | | (unt. Vorb.) | | Kuf. %, Verk. % | |
|--------------------------------------|--------------|-----|--|-----|-----------------|-----|
| Afrikanische Compagnie | 106 | 110 | „Meanja“ Pflanzungsges., A.-G. | — | — | 85 |
| Borneo-Kautschuk-Compagnie... | — | 98 | Molliwe Pflanzungsgesellschaft | 79 | — | 85 |
| Deutsche Agaven-Gesellschaft... | 110 | 120 | Neu-Guinea-Comp.-Vorzugs-Ant. | 92 | — | 99 |
| Deutsch-Ostafrik. Plantag.-Ges. | 10 | 15 | Safata Samoa-Gesellschaft | — | — | 100 |
| Deutsch Ostafrik. Ges. St.-Ant. | 98 | 102 | Samoa-Kautschuk-Comp., A.-G. | — | — | 98 |
| do. Vorz.-Ant. | 99 | 102 | Usambara-Kaffeebauges., St.-Ant. | — | — | 34 |
| Deutsche Hid.-u. Plant.-Ges. d.S.-L. | 210 | 217 | Westafrik. Pflanzungsgesellschaft „Bibundi“, St.-Ant. | 74 | — | — |
| Deutsche Kol.-Ges. f. Südwestafrik. | 185 | — | do. Vorz.-Ant. | 101 | — | — |
| Deutsche Samoa-Gesellschaft ... | — | 82 | Westafrik. Pflanzungsgesellschaft „Victoria“ Anteile | 123 | — | 128 |
| Jaluit-Gesellschaft | 325 | 300 | | | | |
| Kamerun-Kautschuk-Compagnie | — | 99 | | | | |

Alle Geschäfte schliessen wir als **Eigenhändler** und **provisionstrei** ab. Abgeschlossen 6. Septemb. 1907.

MORGEN WOCHENSCHRIFT FÜR DEUTSCHE KULTUR

Geheimrat Prof. Störck schreibt in den Bremer Nachrichten:

„Wer die erdrückenden Schwierigkeiten der Deutschen periodische Literatur in eigener Berufsarbeit erkannt hat, begrüßt diese Wochenschrift freudig als die

FORDERUNG DES TAGES“

Das Heft
50 Pf.

MARQUARDT & Co. BERLIN W. 50.

Quartal
6 Mark



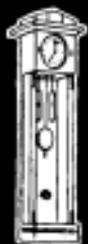
MANNHEIM 1907 INTERNATIONALE KUNST- u. GROSSE GARTENBAU-AUSSTELLUNG



1. MAI

PROTEKTOR: S. R. HOHEIT GROSSHERZOG
FRIEDRICH VON BADEN

20. OKT.



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaire, Echte Bronzen, Kunstgewerb. Gegenstände in Kupfer und Messing, Terrakotten, Standuhren, Beleuchtungskörper für Gas- und elektrisch Licht.

Gegen bequeme Monatszahlungen.

Erstes Hochschilf, welches diese Firmen Gebrauch u. Luxus-Artikel geg. monatliche Amortisation liefert. — Katalog & Prospekt. — Für Beleuchtungskörper Spezialliste. Steigk & Co., Dresden-A. 1. (i. Deutschl.), Badenbach l. S. 2 (i. Österreich).

| | | |
|--|----------------------------------|--|
| | Berliner-Theater-Anzeigen | |
|--|----------------------------------|--|

Deutsches TheaterAnfang 7¹/₂ Uhr.

Freitag, den 13./9. **Der Revisor.**
 Sonnabend, den 14. und Sonntag, den 15./9.
Prinz Friedrich von Homburg.
 Montag, den 16./9. **Das Wintermärchen.**

Kammerspiele.

Freitag, d. 13., Sonnab., d. 14., Montg., d. 16./9. 8 U.

Frühlings Erwachen.

Sonntag, den 15./9. 8 Uhr

Fräulein Julie. Die Geschwister.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Cabaret Unter den Linden 22.
 Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Neues Theater

Bis auf Weiteres täglich 8 Uhr

Ueber den Wassern

Drama in 3 Acten von Georg Engel.
 (Erstes Auftreten von Jenny Reingruber)

Metropol-Theater

Sonnabend, den 14./9. 8 Uhr.

Zum 1. Mal

Das muss man sehen!**Hotel und Café****Dorotheenhof**

Weingrosshandlung.

Direktion: Richard Zernik

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
 neben dem Wintergarten.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im Landes-Ausstellungs-Gebäude

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW.II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus

Freitag, den 13./9.
8 Uhr

Herthas Hochzeit.

Sonnabend, den 14. Sonntag, den 15.
und Montag, den 16./9. 8 Uhr.

Das Glas Wasser.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Gebr. Herrfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:

Die Anton und Donat

Herrfeldsche Novität

„Madame Wig-Wag“

Operetten-Burleske.

Dazu die Separé-Affäre: **Es lebe das Nachleben!**

mit den Autoren Anton und Donat Herrfeld in den Hauptrollen.

Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, d. 13./9. 8 U. **Die Stimme der Unmündigen**

Sonnabend, d. 14./9. 8 U. **Ein idealer Gatte**

Sonntag, d. 15./9. 8 U. **Vater u. Sohn**

Sonntag, d. 15./9. Nachm. 3 U. **Nachtasyl.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Theater Folies-Caprice Eröffnung

Mitte September

mit

Dir. Ludwig Mertens, Ferdinand Grünecke,
Josef Fleischmann.



Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 13. Sonnabend, den 14. Sonntag,

den 15. und Montag, den 16./9. Abds. 8 Uhr.

Husarenfieber

Sonntag, den 15./9. Nachm. 3 Uhr

Unsere Käte.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Friedrich Wilh. Schauspielhaus.

Freitag, den 13. u. Sonnabend, den 14./9. 8 U.

Die Nibelungen.

Sonntag, den 15./9. 8 U. **Winterschlaf.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Dame (Lehrerin) sehr intelligent, vielgütig, seitig, gewandt, energisch, wünscht Anstellung als Hilfsarbeiterin bei einem Gelehrten, Künstler oder Journalisten, wo sie geistig gefördert wird. A. K. 14. Eisenach, postlagernd.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Ueberbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15. Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Für Magen-, Darm-, Zucker-, Gichtkranke, Fettsüchtige Abgemagerte etc.

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlösnitz bei Dresden, Borsstr. 9

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarren-Fabrik Max Greiner & Co. in Bremen.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend, 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom I. Band: I. Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicia und Erfurt. Mahadé. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rücher. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. Sham-Thsian. M. d. R. Erolca. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2. Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententich.

Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porio unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 7a.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a. M.

Bibel der Hölle

„Verruchtestes, unsittlichstes Buch der Weltliteratur etc. nennt die Presse die 1. deutsche Ausgabe von

Der Hexenhammer

verf. v. Jac. Sprenger u. Helur. In-Vitoris. 1489 latin. erschienen, 3 Bde 7-6 Seiten br. 20 Bl., geb. 24 Bl. Einzels. küfl. I. 6 M., geb. 7,25 M., II. 8 M., geb. 9,50 M., III. 6 M., geb. 7,25 M.

„Tollste Ausgeburt menschl. Wahnwitzes, menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres als diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberglauben! Und doch ein erstklassiges Kulturdokument!“

Ausführl. Verzeichnisse v. kultur- u. sitten-geschichtl. Werken gratis franco

H. Barsdorf, Berlin W 30. a.

Meiningen

Sanatorium für Nervenranke und Ent-ziehungskuren. Modern nach physik.-diäte-tisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Betreuzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und ver- sendet an seine Abonnenten

Zeitungsauschnitte
über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —

Kein Kranker und Nervenschwacher lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. J. G. Brockmann, Dresden, Mosczinskyst. 8.
Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder seine Kur im eigenen Heim ohne Berufs- störung machen kann. *Prospekte über Selbst- behandlungsapparate gratis und franco. Gross- artige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Herbst-, Obst- u. Traubenkuren



Oberwald

b. St. Gallen. (Schweiz)
Sanatorium ob. d. Bodensee,
auch zur Erholung u. Nach- kur. Physikal.-diätet. Heil- weise nach Dr. Lahmann. Subalpines mild. Klima. Herrl. Lage. Illustrierte Prospekte frei.

Schriftsteller

III Bekannter Verlag übern. litter. Werke aller Art. Tragt teils die Kosten. Auss. günst. Beding. Off. unt. J. 205, an Maassen- stein & Vogler A-G, Leipzig.



Deutsche Seemanns-Schule

Hamburg-Waltershof

Praktisch-theoret. Vorbe- reitung u. Unterbringung seelustiger Knaben. Prop. durch die Direktion.



Liebhaber

eines
sartens reines Gesicht mit
rosigem jugendlichen Aussehen,
weilber sanftweicher Haut und blendend
schönem Teint, geschrieben die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul-Dresden**
Schutzmarke Steckenpferd, à St. 50 Pf., überall vorrätig

Ermahnung.

**Gebt Euren Mädeln und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.**

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kästen à 30 Fl. zu 40 Fl., Auslese zu 50 Fl. pr. Fl. exkl. Gl. ab Guben. Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

**Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.**

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelsaft und Poetko's Beerenweine marschieren überall voran. Preisliste postfrei. In Berlin erhältlich in Flaschen und Gebinden bei **Erich Linkwitz, W., Gleditschstr. 1a.**

Ferd. Poetko, Guben 18. Grösste Apfelsaftkellerer Deutschlands.

VERZEICHNISSE KOSTENLOS

GRIEBENS REISEFÜHRER

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN

VERLAG VON ALBERT GOLDSCHMIDT - BERLIN W 11

Dr. Ziegelroth's

1) Luft- und Sonnenbad. 2) Behandlung Fettleibiger und Zuckerkranker. 3) A-B-C für junge Mütter. 4) Kochbuch des Sanatoriums. Zu beziehen durch das Büro von

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wannesebahn.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 59. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27-39. III. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zu a Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 49, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

OPEL Rüsselsheim M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Motor-Droschken-Last- und Geschäftswagen
Man verlange besondere Preisliste.
Gewann den Kaiserpreis 1907 als
besten deutschen Wagen

OPEL

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110 c.

Heilstätte für Herzkranke

Dr. med. Tilliss,

Tauernzienstrasse 20 hochpart. (früher 19 b).

Röntgenuntersuchung, Wechselstrombehandlung (Dreizellenbäder),
Vibrationsmassage, Übungstherapie. — Modernste Apparate. *

Sanatorium Trebschen

Schnellzugstation Züllichau

Moderne Kuranstalt für diätet. u. physikal. Heilweise
Individuelle Behandlung. Beste Heilertolge. Höchster Komfort.
Küsst er. Einrichtung. Sommer und Winter geöffnet. Prosp. frek.
Ding. Arzt: Dr. med. Brennecke, 1898, Assistent von Geheimrat
Prof. Dr. Unverricht (Magdeburg) und Prof. Dr. Boas (Berlin)

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerkranke**

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium. Näheres im Prospekt.

**MAGEN-
DARM-
KRANKE**

wend. sich *) u. Unterzoch. in. Kollerng' - zwosch. dazwi. Vermittlg. d. Kaiserliches an d.
Spezial-Laboratorium für Stuhlanalytische Aufgaben

Dr. Thalwitzer,

Taufe. Anweisungen. Kötzschenbroda/Dresden. Versandgefässe.

*) Die wissenschaftliche Stuhlanalyse schafft genaue Einblicke in die Funktion
des Verdauungstragtes und ist für die Mehrzahl der Fälle Grundlage jeder rationellen
Behandlung! Das Laboratorium ist hinsichtlich Spezialisierung und methodischer
Zusammenarbeit von Arzt und Chemiker das einzige seiner Art!

Teppiche

Frachtpföcke 3,75, 6, —, 10, —, 20, — bis
800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbel-
stoffe, Steppdecken etc.

billigst
im **Spezialhaus** Berlin. 158
Katalog (100 Illstr.) gratis u. fr. **Emil Lefèvre.**

Marquis de Sade Justine und Juliette

Deutsch übersetzt. 4 starke Bände in 103
Kupfern, in blauen Leinenbänden Tadellos
erhalten, statt 125 Mk. für 70 Mk. Gell. Zu-
schriften unt. A. J. 2052 an die Expedition
der Zukunft, Berlin SW. 48. erbeten.

Lübecker Maschinenbau-Gesellschaft.

M. 1 100 000.— neue

auf den Inhaber lautende Aktien
der

Lübecker Maschinenbau-Gesellschaft

eingeteilt in 1100 Aktien Lit. A

No. 1101—2200 zu je M. 1000

sind zum Handel an der hiesigen Börse zugelassen worden.

Berlin, im August 1907.

L. M. Bamberger.

Die

Deutsche Nafta-Gesellschaft

mit beschränkter Haftung

Berlin W. 9, Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher Amt VI, No. 1906 u. 1907

empfiehlt die von ihr neu geschaffenen und notierten

== Nafta-Brutto-Certificate ==

über grundbuchlich eingetragene Brutto-Gewinnbeteiligung an erstklassigen, bereits fündigen Naftawerken Ost-Galiziens-Tustanowice. Die sofort monatlich zahlbaren Erträge — bis 300 Mark im Monat pro Certificat — ermöglichen

schnellste Amortisation in 5—8 Monaten
und sichern langandauernde aussergewöhnlich hohe Gewinne.

! Frei von jeder Nachzahlung !

Preis pro Certificat M. 600—1800.—

Gewissenhafter Rat in allen Nafta-Angelegenheiten
kostenlos und bereitwilligst.

Berliner Tageblatt

und Handelszeitung

Gelesenste liberale Zeitung Deutschlands

Jeder Abonnent

erhält mit dem „B. T.“ allwöchentlich folgendes:

Wochenschriften:

Jeden Montag:
Der Zeitgeist.
 Jeden Mittwoch:
Techn. Rundschau.
 Jeden Donnerstag:
Der Weltspiegel
 Jeden Freitag:
ULK, Jli. Witzblatt.
 Jeden Sonnabend:
Haus Hof Garten.
 Jeden Sonntag:
Der Weltspiegel.

Beiblätter:

Jeden Montag: **Sportblatt.**
 Jeden Dienstag:
**Reise-, Bäder- und
 Touristen-Zeitung.**
 Jeden Mittwoch:
Literar. Rundschau.
 Jeden Donnerstag:
Jurist. Rundschau.
 Jeden Freitag:
Frauen - Rundschau.
 Jeden Sonnabend:
Börsen - Rundschau.

Bezugspreis: 2 Mark monatlich

123 000 Abonnenten

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-
 KONZERT 4-8.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Schockethal

b. Cassel, Herrm. Kaiserl. d. Kaiserl. Hofe, Dr. Erling, Ent-
scheidungs-Lage, Pers. Tel. 1111/121 Cassel, Dr. Sch. aum. 111/121

**Weck's
Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Hoche auf Vorrat

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frisch-
haltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:

J. Weck, Ges. m. b. Haftung.
Ortingen, A. Sicking. (Baden)

Man verlange nur

Weck's Originalfabrikate

Überall Verkaufsstellen.

Stroop

vom Kaiserlichen Patentamt in Berlin unter
Nr. 86551 gesetzlich geschützt.

Krebs-, Magen- und Leberleidende
und alle, die sich für **Blutreinigung**
interessieren, erhalten Prospekt; ansonst
durch **A. Stroop, Neuenkirchen Nr. 248**
Kreis Wiedenbrück, Westf.

MURATT'S
Keine Fabrik in Deutschland
Original Englische Arbeit
HIGH CLASS
CIGARETTES

Im herrlichen Zackental! „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Fahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhaus
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Errungenschaften der Neuzeit
eingerichtet. Windgeschützt, nebel-
frei, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder
Administration in Berlin S-W,
Möckerstr. 118.

**Herz
Stiefel**
berühmt
durch
Solidität
Eleganz
fortschrittliche
Passform.
Erzeugt von der
FRANKFURTER SCHUHFABRIKAG.
OTTO HERZ & CO.



Henkell Trocken